

Illustrirte
Frauen-Zeitung.

Ar. 26.

Wöchentlich eine Nummer.
Vierteljährlich 2 1/2 M.

Berlin, 24. Juni 1888.

Große Ausgabe mit
allen Kupfern: 4 1/2 M.

XV. Jahrg.



Das Maria-Theresia-Denkmal zu Wien von Kaspar von Zumbusch. — Siehe Seite 111.

Rauchdruck verboten.

Heuduft.

Von Hans Hoffmann.



Was kommt davon, wenn man die schönste Julinacht bei einer allzutiefen Erdbeerbowle verträumt! Es sitzt sich ja freilich sehr hübsch auf der Bank vor dem Hause unter den Kugel-Akazien, wenn es gegen Mitternacht allmählig kühl und still wird, und das abenteuerliche Gemisch von Theer-, Fisch-, Maschinöl- und Kohlengeruch, das tagsüber um das Bollwerk des Hafens brodelte, sich langsam in dem würzigen Nachthauch löst und verflüchtigt. Von den Wiesen her weht es frisch herüber über den Strom, in welchem die hochgetakelten Schiffe nun in mild verschlafenen Frieden Seite an Seite ruhen, wie junge mollige Bären im Lager; selbst das Gebrüll der Matrosen in den Hafenkneipen erstirbt am Ende.

Schon vor Mitternacht fängt es an, wirklich schön zu werden nach der unnatürlichen Hitze des langen Tages, und dann immer schöner: wie der helle Lichtschein die ganze Nacht hindurch herrlich am Himmel entlang wandert, gerade hinter den hundert Masten, durch deren Raaken- und Taugewirre er wie durch ein zierliches Niesenspinnen-Gewebe schimmert; wie er von Nordwest nach Nord hin wandert und dann, an dem matten Polarstern und seinen noch matteren Genossen vorbei, nach Nordosten und nun mit jeder Viertelstunde heller und heller wird und schon als echte Morgenröthe eine glänzende Brücke über den leicht gekräuselten Strom wirft; und wie nun der volle köstliche Morgen da ist, die Sonne mit ihrer sanften Frühwärme ein leises Frösteln bannt und den Hafen mit seinen Schiffen, Häusern, Speichern, Säden, Kisten, Tonnen und Ziehbrücken lebensfreudig übergoldet, und dabei doch Alles noch so schlummerstill daliegt, als dächte in der Welt keine Seele an Erwachen, Erwerben, Arbeiten und Betrüben, — wie sollte das Alles nicht schön sein und zum Bleiben verlocken?

Aus solchen Ursachen und Erwägungen also ist es gekommen, daß der Lieutenant Curt von Kennkol vom ersten Pommer'schen Grenadier-Regiment Nr. 2 Sonntag Morgens vier ein halb Uhr seine Meerfahrt antat, die ihm so wunderbar verhängnißvoll werden sollte. Er ganz allein; denn für die Kameraden bedeutet das Ende der Bowle auch das Ende der Unternehmungslust.

Die Sache ist nun die, daß es ihm völlig gleichgültig war, an welchem Ort ihn die Schraube des Dampfers treiben würde; vielmehr, es war ein lustiger Gedanke, gar nicht zu wissen, wo man nach einem kurzen Morgenschläfchen die erfrischten Augen aufthun werde: war es doch unter allen Umständen an der See und an der Schwelle rauschender Buchenwälder.

So bestieg er denn das erste beste Schiff, dessen Schornstein ernsthaft Absichten bekundete; sein etwas taumeliger Zustand machte es ihm leicht, sich um keinerlei Inskriften oder Aeußerungen zu kümmern. Ohne Verzug begab er sich in die Kajüte und legte sich auf dem schwellenden Sammetpolster zum Schlummer zurecht, der in Anbetracht der vorangegangenen Thätigkeit keine Ursache fand, ihn warten zu lassen.

Als er erquidte, wenn auch immer noch mit leicht umdunstetem Haupte erwachte und langsam auf Deck kletterte, stieg ihm ein angenehmer Heugeruch in die Nase. Er blickte umher und überfah ausgebreitete Wiesenschläfchen, welche sämmtlich mit frisch gemähtem Heu überdeckt waren.

Ei der Tausend, dachte er, sind wir wahrhaftig schon über's Haß hinweg und gleich an der Munde? Aber, was ist denn das für ein dünnes Gewässerchen? Das gehört ja gar nicht hierher, der Strom müßte von Rechts wegen doch mindestens dreimal so breit sein! Und was ist denn dies für ein thörichtester kleiner Dampfbohn, auf den ich in meinem Dufel gerathen bin? Jedenfalls wenig standesgemäß, — hätte ich mich doch nur lieber in Civil gesteckt! Ja, zum Kukuk, was für eine unglaubliche Gegend ist denn dies? Und kennen sollte ich sie am Ende doch! Dieses traurige alte Schloß inmitten der traurigen alten Stadt hinter den Wiesen, den klotzigen Kirchturm und die theerdustigen Schiffswerften müßte ich wahrhaftig kennen! O, du liebe Güte, wie lange ist's denn her? So um sechs Jahre herum. Mehr nicht. Aber was man alt und verständig wird! Und das so im Handumdrehen. Sechs Jahre! Weiß der Himmel, das hätte ich mir nicht träumen lassen, daß dies sonderbare Nest das Ziel meiner Sommerfahrt werden könnte!

Während er solches redete oder dachte, war der Dampfer, langsam stromaufwärts schaukelnd, in die Stadt eingefahren und warf seine Taue an's Bollwerk. Unter den bewundernden Blicken der Sonntagsbürger verließ der Offizier das Schiff und wanderte über die hölzerne Ziehbrücke hinweg die Hauptstraße entlang. Eine dunkle

Erinnerung und ein noch dunkleres Verlangen geleitete ihn bald von der Gasse durch einen Seitenstieg in's Freie, und zwar auf einen Weidenweg, der quer durch die Wiesen wieder nach dem Haß zu führte. Das war es, was er heimlich gesucht hatte; hier war des Heudufts die Fülle, dazu frische Luft und Wasserhauch. Gemächlicher schlenderte er dahin; die Sonne brannte schon mächtig aus wolkenlosem Blau hernieder, doch er duldete diese Unbill mit Gelassenheit, denn dieselbe Sonnenkraft ließ den stärkenden Geruch sich desto mächtiger entwickeln. Er athmete in tiefen Zügen; die ungehemmte Weite des Ausblicks behagte ihm, selbst die Gleichförmigkeit that ihm wohl, denn sie erlaubte ihm, ungehört in die Freuden seines Geruchsinnes zu versinken. Und diese stillen Freuden wirkten sonderbar auf ihn, immer stärker, immer aufregender, fast berauschend; er empfand ein geheimnißvolles Drängen und Quellen der Nerven oder Gefühle, ein Schweben und Schwirren der Vorstellungen, ein traumhaftes Durcheinander von Erinnerungsbildern und flüchtigen Zukunftschatten, die gleich seltsam gestalteten, doch in sich haltlosen Wolkenschatten vorüberglitten.

Es war so wunderbar einsam hier draußen in dem Wiesenmeer. Ein Rückblick zeigte das Städtchen wie auf Heu gebettet und in Schlummer versunken; keine Seele zu sehen, und kein Laut zu hören; ein schläfriger Sonnenglanz lag über den Dächern. Auch die Luft war ungerührt, nur vom Boden her stieg leise ein zitternder Hauch empor, der stille Sonnendunst, der den berausenden Heuduft trug. Der Boden, auf dem er wandelte, war weich, zäh, schwammig; sein Schreiten ward leicht wie ein halbes Schweben, als ob auch der Körper sich in das lustige Reich der Träume erheben wollte.

Wenn er einen scharfen Blick dicht vor sich auf die hingebreiteten Heuschütten richtete, so wurden sie vor seinen Augen lebendig: eine ruhelose Welt von Grashüpfern, Grillen, Libellen, Bienen, Hummeln und anderem niedlichen Ungeziefer wimmelte darüber hin, fast jedes Halmchen bewegend; aber, wenn er nur ein wenig mehr in's Weite hinaus sah, schien Alles wieder in tiefster Mittagsruhe zu schlummern. So widerspruchsvoll kam er jetzt auch sich selber vor: sein Hirn war schläfrig und halb betäubt und doch heimlich bewegt von tausend krabbelnden Gefühlschen und schwanfenden Erscheinungen.

Als er ein halb Stündchen so durch die leblos belebte Einsamkeit gewandert war, empfand er die unmittelbare Nähe des Haßs. Er sah das offene Wasser nicht, denn hohes Schilf deckte es ihm zu; er vernahm auch kein Rauschen, aber er fühlte erquidte den kühleren Anhauch.

Dad darauf kam er an ein hafentartiges Gewässer; es war die abgedämmte alte Mündung des Flusses, dessen lebendiges Wasser durch einen gegrabenen kurzen Kanal in's Haß fällt. Auf der kleinen Insel zwischen beiden Armen liegt das Haus des Kanalwärters und weiter hinaus der hölzerne Leuchtturm.

Auch hier schien Alles zu schlummern. Muthmaßlich war der Wärtter in der Kirche, oder er machte sein Schläfchen schon zu Hause ab. Kein Rauch kräuselte sich über dem Dache. Ein breites, flachgebautes Fahrzeug lag am diesseitigen Ufer, hochbepackt mit Heu.

Die große Schläfrigkeit der Natur übte eine unwiderstehliche, ansteckende Kraft aus. Ein anmuthenderes Ruhelager war nicht zu denken, als der in sanfter Steigung gethürmte Heuhaufen des großen Botes. Die Leute waren mit ihrer Arbeit noch nicht ganz fertig geworden; nur in der Mitte war die Last zu ihrer Höhe gelangt und stand wie ein Thurm, nach unten zu sich immer sanfter abdachend.

Kurt trat hinüber und streckte sich im Borderraum auf das behagliche Lager. Er fühlte sich unermesslich wohl. Hier erst umquoll ihn der volle, süß berausende Heuduft. Und dazu der glühende Sonnenschein, gemildert durch den leisen Wasserhauch und das friedliche Plätschern der harmlosen Wellchen am Boden des Schiffes. Jetzt vernahm er auch wie aus weiter Ferne das Plütern und heimliche Rauschen der Haßwellen im Schilf. Er lauschte und versank in glücklichen Halbtraum. Lebendigere Gestalten stiegen in leichten Wirbeln um ihn her aus dem Heu empor. Ja, wo war er? Was trieb er? Schickte sich das irgendwie für einen königlichen Lieutenant vom ersten Pommer'schen Grenadier-Regiment Nr. 2? Aber nein, er war ja gar kein Lieutenant, nicht einmal Fähnrich, nicht einmal Rekrut, sondern ein richtiger dummer Junge, eben aus der Pennale entlassen, im harmlosesten, gründlich ausgewachsenen Civil, ohne jegliche Aemter und Würden. Und doch, selbst für einen seines Werthes sich bewußten Gynasiasten, geschweige denn für einen ausgedienten, der schon mit einem Fuß im Militär stand, hätte sich dies nicht eigentlich geschickt. Aber es ist ja auch nur das allerletzte Mal, daß man sich zu solchen Kinderstreichen herbeiläßt; es geschieht nur so zum Abgewöhnen, als Abschied von der Kindheit, oder eigentlich

auch nur aus Mitleid oder Gefelligkeit, hauptsächlich aber, weil ein gewisser allerliebster Backfisch ein so fremdliches Beispiel giebt. Fräulein Hersilie ist doch von Rechts wegen auch schon den Kinderstuhlen entwachsen, — nach der Größe ihrer Stiefelchen freilich, ganz wörtlich genommen, nicht, — und klug und gebildet sogar noch über ihre fünfzehn Jahre hinaus, und doch findet sie gar nichts dabei, stundenlang mit einer höchst unreifen Freundin und zwei guten dummen Jungen, die kaum älter sind, als sie selbst, als ein rechter Wildling auf dem Heuboden herumzuwirthschaften.

Und jedenfalls hat es seine Reize, so von Herzen ein Kind zu sein und kindische Anschläge zu haben, und doch dabei im tiefen Bufen das Bewußtsein zu tragen: im Grunde verstelle ich mich bloß; jeden Augenblick kann ich als ein Mann dastehen, sobald es mir beliebt, die Maske abzuwerfen!

Und so ganz ohne Reiz ist dabei wirklich auch die Sache selbst nicht; es gewährt ein eigenthümliches Behagen, in so einer selbst gegrabenen und kunstvoll gewölbten Höhlung ganz verborgen und den Anderen unfindbar zu sitzen und aus der offenen Dachlücke über die weiten Wiesen bis auf's Haß hinauszustarren und noch in solcher Ferne die weißen „Kahenköpfe“ der aufgeregten Fluth zu bewundern.

Und man kann in so traulicher Abgeschlossenheit auch gewisse Bücher ungestört lesen, für welche die Spielgefährten offenbar noch nicht reif sind, zum Beispiel Goethe's „Faust“.

„Willkommen, süßer Dämmerchein, der du dies Heiligthum durchwehst“ . . . liest er eben und blickt träumerisch in den Sonnenstreifen, der durch die Luke in das Halbdunkel seines Heugewölbes fällt, als ihn ein rauschelndes Wühlen in seiner Nähe aufhorchen läßt. Es knistert ganz leise, nur als wenn ein großer Käfer oder eine Maus sich durch die dünnen Halme haspelt, aber doch immer vernehmlich und auf die Länge still aufregend. Und es wird stärker und rückt näher und näher, das Knistern, Rauschen, Wischen, Rascheln; noch ergreifen seine aufgeregten Augen nur wie zufällig den Vers:

„O liebe Hand, so göttergleich!
Die Hütte wird durch Dich ein Himmelreich!“

Da schimmert es rosig durch das Heu, und eine Hand bohrt sich langsam hervor, eine Hand, vielleicht nicht geradezu göttergleich, aber weich, zierlich gegliedert und anmuthig krabbelnd, kurz ein höchst reizvolles Gebilde, das da auf einmal in den scharfen Lichtkreis des Sonnenstrahles geräth. Und hinter der Hand kein beobachtendes Auge, kein spöttischer Mund, nichts als die unschuldig tändelnden Finger für sich allein und ohne Aufsicht. Da ergreift eine feurige Manneslust, eine unwiderstehliche Thatkraft seine Seele, —

„O liebe Hand, so göttergleich!“

er hält, frisch zupackend, die liebe Hand und drückt in jähem Aufruhr der Gefühle seine Lippen darauf.

Die Hand aber fährt so hastig zurück, als wäre sie gebissen und nicht zartfüßig geküßt worden, und ist verschwunden und kommt nicht wieder.

Er aber liegt mit glühenden Wangen und summt immerfort nach einer schnell erfundenen, sehnsüchtigen Melodie:

„O liebe Hand, so göttergleich!
Die Hütte wird durch Dich ein Himmelreich!“

Und als er endlich aus seinem Himmelreiche hervorkriecht und die Gefährten aufsucht, ist Fräulein Hersilie verschwunden („sie hatte Kopfschmerzen“) und kommt nicht wieder.

Und sie kommt doch wieder! Und es kommt eine herrliche, unruhvolle, überselige Zeit, eine Zeit des heimlichen Erröthens und Zagens und des offenen Trozens, Spottens und Zanens, eine Zeit hochmüthig abweisender, gleichgültig erwideter Blicke und demüthig duldbender, hoffender, zitternder Herzen . . .

Aber die wunderreiche Zeit geht vorüber, und es kommt der schreckliche Tag der Trennung. Zum letzten Male liegt er einsam auf dem duftenden Heulager und starrt in die Landschaft hinaus, die nie so lieblich war, wie heute im strahlenden Sonnenglanze. Da raschelt es abermals zu seinen Häupten, und ehe er ein neues Abenteuer noch recht zu fürchten wagt, ist die Heuwand durchbrochen und durch den Riß drängt sich, — nicht eine winzige Hand, sondern ein ganzer Mädchenkopf mit sehr zerzaustem Haar, sehr erhitzen Wangen und blanken, sehr hochmüthigen und sehr schelmischen Augen.

„Ach, ist das hier nett!“ sagen die schelmischen Lippen, und der seitliche Lichtstreif fällt dabei voll auf die weißen Zähne und die umliegenden kleinen Herrlichkeiten.

Ihm aber will das Herz still stehen vor Schreck und schwankendem Entzücken. Mit stillem Schauer denkt er, wie gröblich er sich vor wenigen Tagen an jener Hand vergriffen hat, und wie ihm jetzt die Lippen fast noch näher sind und noch viel schöner und verführerischer, und daß —

Und in seiner Herzensangst stammelt er die kindliche Frage:

„Ja, dürfen wir denn das?“

Es war ein Befehl unter den Spielkameraden erlassen worden, daß man einander im Heu nicht in's Gehege kommen, einander nicht die mühsame Grubenarbeit stören dürfe, — das war es allein, was ihm im Sinn lag bei jener Frage.

Sie aber, vielleicht daß sie mißverständlich eine andere Bedeutung darin wittert, erwidert knapp und kraftvoll nur die drei Worte:

„Ach, Sie Schaf!“

Und das Köpfcchen verschwindet.

Kurt's Jugendtraum ist abgeschlossen mit diesem schlichten Urtheilspruch. Er hat sie nicht wieder gesehen. Hat er sie vergessen in den sechs Jahren? Doch wohl. Ein preußischer Krieger hat weder Zeit, noch Stimmung, viel an Jugendträume zu denken. Nur manchmal mag er sich im Stillen erinnern haben, wem er die wichtige Lebensregel verdankt, daß es einige Fälle giebt, in denen es beträchtlich klüger ist, nicht zu fragen: „Dürfen wir denn das?“

Möglich auch, daß er unterweilen klug nach solcher Regel gehandelt hat!

Und nun liegt er doch wieder in Heuduft gebettet, wie einst, und lebt die alten Tage wieder und genießt das ganze selige Behagen wieder, wie einst, — das weiche Lager bewegt sich unter ihm in leisem Wiegen, und süßer noch wird das Ruhen und Träumen, — und das Wiegen wird stärker, wird ein Schwanken und Schaukeln, lebhaft, unruhig, stoßend; ein kühlender Wind streicht neckend über seine Stirn. Doch er träumt sich noch, er mag nicht erwachen aus dem süßen Rausche erinnernder Träume.

Da dringt ein lauter Schreckensruf in sein Ohr, ein weiblicher Ruf: und sonderbar! war's denn nicht dieselbe Stimme, die eben noch jenes schmerzliche: „Ach, Sie Schaf!“ ihm zugerufen? Ist's Träumen? Ist's Wachen?

Doch er sah nichts von einer menschlichen Gestalt in seiner Nähe, nur etwas Anderes sah er, und nichts Erfreuliches: das Fahrzeug, das er im sicheren Hafen bestiegen, schwankte haltlos auf den Wellen des offenen Hoffs.

Nun war das kiellose, hochbepackte Fahrzeug keineswegs gemacht für den Kampf mit Wetter und Wellen; es hüpfte und rollte schon jetzt bedenklich, eine geringe Verstärkung des Windes konnte den Heuthurm gar bald zu Falle bringen. Für jetzt blies er mäßig, doch unverdrossen, schräg vom Lande her und trieb den plumphen Kasten mit jeder Minute weiter in's Freie. Wie war es möglich, dies durchgebrannte Ungethüm in sein stilles Gefängniß zurückzuführen? Es gab weder Ruder noch Stange, noch irgend ein ähnliches Werkzeug im Bereiche der Hände, — oder doch vielleicht jenseits des Heuschobers im Hinterraum? Sehr möglich. Doch wie dorthin gelangen? Darüber hinweg zu klimmen, war mehr als gewagt, denn der Thurm mußte dadurch Ueberlast bekommen, und das Fahrzeug kentern; zu beiden Seiten aber stand das gepackte Heu so weit über den Bord hinaus, daß zu seiner Umgehung nur der Weg durch's Wasser frei stand. Was also thun?

Indem er noch sorgenvoll spähte, bemerkte er, aus dem jenseitigen Gebiete hervorstehend, einen Gegenstand, den er dort am wenigsten erwartet hatte, nämlich einen weiblichen Sonnenschirm von großer Zartheit, der von einer höchst zierlichen Mädchenhand in rudernder Bewegung tief in's Wasser getaucht wurde.

Bei diesem Anblick überließ es ihn heiß und süß, und das Bedürfniß, den hinteren Schiffsraum zu durchforschen, wuchs sogleich zu unwiderstehlicher Stärke. Denn jene Hand wollte ihm bekannt erscheinen, und er gedachte der rufenden Stimme, die ihn erweckt hatte.

Nun gut; darüber hinweg ging es nicht, darum herum auch nicht; blieb die einzige Möglichkeit: drunter durch. Und warum auch nicht? Schien doch der erst entwichene Traum selbst diesen Weg zu weisen.

Frisch machte er sich an's Werk, einen Stollen durch das Heu zu graben. Jung gewohnt, alt gethan. Bald steckte er mit dem ganzen Leibe in dem Schober und hatte gegründete Hoffnung, binnen Kurzem im jenseitigen Theile das Licht des Tages wieder zu erblicken.

Nun war es in der That der Fall, daß jenseits des Grenzwalles eine junge Dame ihren Aufenthalt genommen hatte und sich daselbst im Zustande äußerster Beängstigung befand. Diese Angst wurde aber jetzt über alle Grenzen getrieben durch ein neues Schreckniß unbekanntes Aussehens. Es ließ sich ein mähiges, aber sehr unheimliches Schuttern und Stoßen verspüren, gerade als ob sich noch etwas Anderes, Lebendiges auf dem Schiffe befände, wenn nicht etwa ein beschaffter Fisch von unten her den Boden beschlupperte.

Sie wurde blaß und legte das Ohr an den Heuschober: da blieb bald kein Zweifel mehr, daß jenes Ruden und Rascheln aus dem Innern desselben hervordrang. Es mußte also ein Thier da hinein gerathen sein, entweder aus Versehen, oder gar aus rohem Uebermuth von den Arbeitern hineingeworfen und zugebedt. Und zwar offenbar ein ziemlich großes und kräftiges Thier, nach der Stärke der Erschütterung zu schließen. Wahrscheinlich ein bissiger Schlächterhund, nunmehr durch die ihm widerfahrene Unbill zur rasendsten Wuth entflammt. Und leider war aus den schrecklichen Tönen leicht zu entnehmen, daß dieses Thier einen Ausweg nach ihrer Seite zu suchte und ohne Zweifel nur allzu bald finden würde.

Die Verzweiflung aber stärkte ihren Muth; mit knirschender Entschlossenheit klappte sie ihren Schirm zusammen und hielt ihn hoch erhoben in der Rechten, mit der herben Absicht, das Ungethüm beim ersten Hervorbrechen durch einen entscheidenden Hieb mitten auf die Schnauze in die Flucht zu schlagen.

So stand sie wehrhaft und gefaßt, mit finster gespanntem Auge lauernd. Trotz aller gesammelten Tapferkeit aber verlieten ihr doch die Thränen sachte aus den schönen Augen, und sie zitterte am ganzen Leibe. Es ist denn doch etwas Entsetzliches, einem besetzten Gottes-Geschöpf mit einer messingbeschlagenen Schirmspitze auf die Schnauze hauen zu müssen.

Und nun kam der Augenblick, nun krabbelte es, nun kroch's hervor, weiß-röthliche Spitzen schimmerten, — waren das Hundepfoten? Nein. Die Schauer des Geheimnisses steigerten ihre Angst in's Gräßliche. Sie war nahe daran, in's Wasser zu springen.

Doch, was sich dann endlich an's Licht der Sonne rang, das konnte nichts Anderes sein, als der Rand einer preußischen Militär-Mütze.

Tief aufathmend trat sie einen Schritt zurück und harrete ruhiger der weiteren Enthüllung. Zum mindesten konnte sich kein Schlächterhund mit jenem Velleidungsstücke geschmückt haben.

Und nun hob sich's auf, ein Kopf ward sichtbar und ein bärtiges Gesicht, glühroth von der Arbeit, mit neugierigen, erkennenden, freudigen, bewundernden Augen.

Nur wenige Secunden verharrete Kurt in zaubernder Verlegenheit, dann jagte er mit kraftvoller Geistesgegenwart:

„Verzeihen Sie, mein gnädiges Fräulein, ich hatte nur die Absicht, Ihnen auf diesem Wege meinen leider lange veräumten Gegenbesuch zu machen. Mein Name ist noch immer Kurt von Remkol.“

Das Fräulein erröthete so tief, wie nur irgend denkbar, dann lächelte es ängstlich, dann lachte es, und dann streckte es dem Ankömmling mit gebändigter Befangenheit die Hand entgegen. Und er fühlte, sie ergreifend, daß es jene weiche, runderliche, feingegliederte Hand war, auf die er einst den ersten hastigen Kuß gedrückt.

„Aber bitte, wollen Sie nicht näher treten?“ fragte sie jetzt mit einer schallhaft einladenden Geberde.

Mit einer letzten tüchtigen Anstrengung arbeitete er sich glücklich aus seiner Verpackung hervor, und, nachdem er sich ein wenig abgestäubt und mit möglichstem Anstande auf dem Heusitze neben ihr Platz genommen, erklärte er lachend die besonderen Ursachen seiner Anwesenheit.

„Und ich war hier im Heu eingeschlafen,“ entgegnete sie; „ich begreife nicht recht, wie mir das geschehen konnte; es muß an dem betäubenden Heugeruche gelegen haben.“

„Unzweifelhaft; ganz wie bei mir, obgleich ich nicht einmal recht weiß, ob ich wirklich eingeschlafen war. Auf jeden Fall aber habe ich, — sollten Sie vielleicht auch so seltsam lebensvolle Träume gehabt haben, wie ich?“

Sie befaß sich einen Augenblick. „Nein,“ sagte sie darauf ruhig, „ich habe wohl nicht geträumt. Ich träume überhaupt nur selten.“

„Es ist auch viel gescheidter, entweder ganz zu schlafen oder ganz zu wachen. Ich gehöre sonst auch mehr dieser tapferen Richtung an. Nur heute, — seit heute glaube ich an Ahnungen, oder richtiger, an ein besonderes Wahrnehmungs-Vermögen in die Ferne, einen geheimnißvollen Sinn, der nicht zu den groben Sinnen gehört, aber seltener, aber stärker ist, als sie alle. Beweis: ich habe soeben mit unerhörter Lebhaftigkeit gerade von Ihnen, Fräulein Herfilie, geträumt, nachdem ich Sie doch seit so vielen Jahren nicht gesehen. Ich bemerkte schon, ich bin sonst kein Träumer.“

„Sonderbar ist das,“ versetzte sie nachdenklich, „und dann soft ebenso sonderbar, daß ich gerade heute auch nicht mit dem geheimsten Gedanken Ihre Nähe ahnte, während sonst doch zuweilen, so selten ich auch träume, — dafür hatte ich Sie aber im Wachen wahrhaftig gründlicher vergessen, als recht war! Das werden Sie mir leider glauben und, wenn möglich, verzeihen müssen.“

„Ach Gott,“ sagte er gemüthlich, „es lohnte sich auch gar nicht, an mich zu denken. Denn was ich inzwischen erlebt habe, ist so herzlich unbedeutend.“

„Oho!“ rief sie, „das ist aber eine merkwürdige Behauptung. Was sollte ich da erst von meinem Leben sagen? Ich habe doch immer still in unserem Nest gesessen und gar nichts gethan, als ein Büschchen gelesen und ein Büschchen musicirt; und doch erscheint mir dies Stückchen Leben zuletzt gar nicht so unbedeutend, — nämlich für mich. Und Sie dagegen sind so weit herum gewesen, erst in Ostpreußen, dann nach Berlin abkommandirt, dann in Mex, und nun wieder in unserer Gegend, — und was haben Sie an diesen Orten Alles durchgemacht! Sie haben für die drei Töchter Ihres Obersten der Reihe nach geschwärmt; Sie sind mit dem Pferde gestürzt und haben ein Bein gebrochen; Sie haben bei Hofe getanzt und in Höfen auch, beim Erntefest, — in letzteren Fällen häufiger in Civil; Sie waren so oft im Theater, im „Hannibal“ allein fünfmal; Sie haben einmal nach der Vorstellung mit Ophelia und mehreren reizenden Colleginnen souvirt; Sie haben sich einen Schnurrbart wachsen lassen; Sie haben mehrere vorzügliche Artikel für eine militärische Zeitschrift verfaßt; Sie haben unzählige Bowlen getrunken; Sie sind mehrmals im Jahre zur Kirche kommandirt worden; Sie haben einen kleinen Orden bekommen und einen kleinen Affenpinscher, der Ihnen leider gestorben ist; so viel haben Sie gelernt und so viel vergessen, und das dürfen Sie herzlich unbedeutend nehmen?“

Er sah ihr völlig verblüfft in's Gesicht.

„Gnädiges Fräulein,“ stammelte er, „Fräulein Herfilie — Entweder Sie sind — — oder —“

„Entweder ich bin eine Heze, meinen Sie, oder —“

„Oder Sie besitzen jenen geheimnißvollen Sinn, der nicht zu den groben fünf gehört, und für den es keinen Namen giebt.“

„Und wenn es nun doch einen gäbe?“

„Dann bitte ich ehrerbietig, ihn mir zu nennen.“

„Aber ich habe ja nicht gesagt, daß ich ihn kenne.“

„Aber Sie besitzen den Sinn in wunderbarer Stärke.“

„Und Sie etwa nicht? Ihr Traum im Heu?..“

„Fräulein Herfilie, ich glaube, wir kommen dem Namen näher: der Sinn muß einen engen Zusammenhang haben mit dem berausenden Heuduft.“

„Dann muß er sehr kurzlebig sein: das Heu wird bald von den Kühen gefressen werden.“

„Das ist das Los des Schönen auf der Erde. Das Heu vergeht, aber der Duft bleibt.“

„Wo sollte er wohl bleiben?“

Er sah sie mit einem schwärmerischen Blick an und sagte leiser:

„Wenn er in meinem Herzen nicht in stiller Verborgenheit geblieben und heimlich weiter gewirkt hätte, wie konnte er dann heute den süßen Traum erzeugen?“

„Aber wie konnte er so lange verborgen bleiben, wenn er wirklich noch lebte?“

„Es giebt vielleicht ein geheimes Kämmerlein in unserer Seele, in das man jahrelang gar nicht oder nur in halb unbewußten, träumenden Weisheitsstunden hineingeblickt hat, und das darum nur um so treuer einen heiligen Glücksschatz bewahrt hat, bis wir eines Tages die verborgene Thür wieder entdecken und mit seligem Staunen eindringen in vertraute Geheimnisse, — und diesmal war's der Heuduft, der mich auf den Weg dahin geleitet, der Heuduft und der von ihm erzeugte Traum.“

„Und was waren die Bilder dieses Traumes?“

„Ein so holdes Bild, daß ich keinen liebener Wunsch kenne, als es zum Leben erwachen zu sehen, zu vollem, heißen Leben.“

„Das thun wohl Träume nie, oder sie werden dann bald mit dem Heu von den Kühen gefressen.“

„Aber der Duft bleibt. Wissen Sie auch, Herfilie, daß ich glaube, schon wieder zu träumen — oder noch immer?“

„Woher vermuthen Sie das?“

„So schön ist die Wirklichkeit nie.“

„Vielleicht nur für Den nicht, der sie nicht zu nutzen weiß,“ sagte sie mit gleichgültigem Tone, aber in ihren Augen bligte eine helle Schalkheit auf, doch nur für eines Herzschlages Dauer. Rasch wandte sie dann den Blick hinweg und schaute stumm über das Wasser hinaus in's Weite.

Er aber sah und blickte verstohlen auf ihr feines Gesicht. Fast ward es ihm nun Ernst mit dem Glauben an einen Traum. So schön ist die Wirklichkeit nie.

Die Sonne brannte heiß vom Himmel hernieder, das Heu duftete. Die Haßwellen tanzten und spritzten und hauchten eine köstliche Kühlung. Ueber ihn kam es wie eine liebliche Lähmung. Er dachte an nichts, er wollte an nichts denken und nichts begehren, als den Duft zu athmen und sie anzublicken, die neben ihm saß, und mit ihr den Sonnenschein und die Erquickung zu theilen. Es schien ihm undenkbar, daß sie heute noch für ihn eine Halbfremde gewesen, sie, mit der er nun hier einsam und steuerlos über das Hoff segelte, wider seinen Willen und wider ihren Willen, und so von Herzen glücklich, keinen Willen zu haben. Nein, er

kannte sie ja seit vielen Jahren, er war in all' den Jahren nie in Wahrheit von ihr getrennt gewesen; sie war ihm nahe geblieben, wie keine Andere: wie hätte er denn sonst mit ihr alsbald so vertraulich reden und, was mehr war, so vertraulich schweigen können?

Aber doch, die Vertraulichkeit hatte ihre festen Grenzen; über Schweigen und Träumen ging sie nicht hinaus. Wo war die Reckheit, die er sonst gelernt im lustigen Sturme des Lebens? Vor ihr allein war er wieder ein Knabe, wie einst, der schwärmte und schwieg. Die langen Lehrjahre waren umsonst vergangen. Der Heudust hatte auch seine verlangende Kühnheit betäubt.

Sie aber zog zuweilen ihre träumenden Blicke aus der Ferne zurück und ließ sie flüchtig über sein schwärmerisch versunkenes Antlitz gleiten; und dann lächelte sie sehr leise und sehr glücklich.

Plötzlich rief sie lebhaft:

„Gott sei Dank, von Nordost her kommt ein Hoffahn gerade auf uns zu, in einer halben Stunde muß er uns erreichen, dann können wir die Nothlage, — meinen Sonnenschirm oder Ihre rothen Aufschläge, — indem wir sie mit ausgebreiteten Flügeln oben auf den Heuschoben setzen, — jedenfalls, die Erlösung naht!“

„Die Erlösung, — leider,“ entgegnete er langsam, „aus dem tödlichsten Zauberbann; die nüchterne Wirklichkeit tritt dann wieder an die Stelle des seligen Traumes. O, wie gern wäre ich ewig in diesem Gefängniß unerlöst geblieben!“

Sie streifte ihn erröthend mit einem verschmitzten Blicke und hauchte kaum hörbar:

„Ja, dürfen wir denn das?“

Als er das hörte, schlug er sich kräftig mit der Hand vor den Kopf und murmelte:

„O, ich Schaf!“

Und dann beugte er sich vor, soßte sie stark in seinen Arm und küßte sie zehn bis hundert Mal auf die lachenden Lippen. Und in der ersten Pause, die sie ihm abringen konnte, flüsterte sie ihm zu:

„Und weißt Du jetzt den Namen des geheimnißvollen Fühlens, der mir alle Deine Schandthaten offenbart hat?“

„Wenn es derselbe ist, der mich an unsichtbaren Fäden wunderbarlich bis auf's wilde Hoff hinaus an Deine Seite gelockt hat, dann heißt er —“

„Vlos Heudust?“

„Vielleicht auch anders; was kümmert's mich! Ich will nun weder grübeln, noch träumen mehr, sondern die Gelegenheit und Dich entschlossen beim Schopfe nehmen.“

„Auch mich? Um Gotteswillen!“

Er that es aber doch, in des Wortes genauester Bedeutung, und so mußte sie still halten und ihn wieder küssen, zehn bis hundert mal. Und dann lag ihr Köpfechen machtlos an seiner Schulter, und die Sonnenlichter tanzten um sie Beide her auf dem Wasser, und die Mittagsgluth sog den berausenden Duft immer heißer aus dem schwimmenden Heu.

Radbruch verboten.

Poeta villam habet.

Von Heinrich Seidel.

Ich weiß jetzt mit einem Male, weshalb es so eine ungeheure Ueberfüllung in der Literatur giebt und eine so unüberhältnismäßig große Anzahl von jungen Leuten sich schon frühzeitig dem ausschließlichen Poetiebetriebe zuwenden. Das Geheimniß hat sich mir plötzlich erschlossen, als mein Aeltester nach Sexta verlegt wurde und sich dort mit der geistigen Turnübung des Latein-Erternens zu beschäftigen zu üben hatte, lautete: „Poeta villam habet.“ Wer nun weiß, wie rammeltief sich dergleichen kurze und bedingungslose Aussprüche in das nachgiebige jugendliche Gedächtniß eingraben, unerwünscht und unverilgbar, dem ist sofort Vieles klar. Eine der ersten Nachrichten, die er von diesem Berufe, der ihm bis dahin wohl ziemlich unbekannt war, erhält, ist, daß der Dichter ein Landhaus hat, selbstverständlich, stets, natürlicher Weise, denn es heißt nicht: Ein Dichter — oder dieser Dichter — nein: der Dichter hat ein Landhaus, und was ist natürlicher, als daß dem jungen Lateinschüler dieser Beruf für sein späteres Leben als ein wünschenswerther und einträglichere erscheinen wird. Denn so lung wird er im Laufe der Jahre bald, daß er einzieht, es gehört Vermögen dazu, ein Landhaus zu besitzen, folglich, da jeder Dichter eins hat, so muß man durch den Poetiebetrieb doch höchst nette Einkünfte erzielen, den herzerquicklichen Ruhm und die schönen Vorbeerkünze mit Schleifen gar nicht gerednet. In einem Landhause gehört ganz selbstverständlich (oder „selbstredend“, wie heutzutage Leute, welche für die deutsche Sprache nicht mehr Gefühl haben, als ein Holzhafer, sich auszudrücken lieben) ein Garten, ja wohl gar ein kleines Wäldchen von allerlei poetischen Bäumen. Wie angenehm ist nun die Vorstellung, dort am frühen Morgen scandinavisch spazieren zu gehen und zur Abwechslung die Nase sumend bald in ein Röslein, bald in eine Feuerlilie zu stecken, bald mit träumerisch verklärtem Dichtergeist in die ziehenden Wolken zu schauen oder sich in den Anblick des fernen, dämmernden Horizontes zu vertiefen. Sodann begiebt man sich voller Inspiration in das behagliche Landhaus und schreibt, indem die Hüften von Schiller und Goethe wohlwollend auf den jüngeren Genossen herabbliden, auf sauberes, glattes Papier die reinsten Verse, welche nachher von begierigen Verlegern nicht mit Gold, nein mit Zwan-

zigmarscheinern aufgewogen werden. Ja, das sind schöne Träume, aber es kommt ganz anders, und die Wenigen, welche ein Landhaus besitzen aus dem alleinigen Erwerb ihrer Schriften, kann man fast an den Fingern abzählen, wenn man die Lehen mit zu Hilfe nimmt. Da thut dann der junge, irreführte Mensch, wenn er merkt, daß die Welt an Berfen nur geringen Bedarf hat, und daß Theaterstücke, Novellen und Romane weit über den Verbrauch in den literarischen Confections-Geschäften hergestellt werden, einen fürchterlichen Fluch auf die lateinische Sprache, welche ihm das junge Haupt mit weissen Traumbildern füllte, und verfährt sich selbst als Commis in eine literarische Modenhandlung — oder die fromme Milch der Dichtkunst verwandelt sich in gährend Drachengift, er geht unter die Krutler und wird ein reisender Wolf, an welchem Niemand Freude hat, als diejenigen, welche augenblicklich gerade nicht zerrißen werden.

Aber Scherz bei Seite, — dieser kleine lateinische Satz hat wieder einige andere Gedanken bei mir hervorgerufen, welche mich schon so lange bewegen, als ich in Berlin bin, denn von dem Jahre 1866 ab, als ich ein Bewohner dieser Stadt wurde, schreibt sich ja die großartige und beispiellos schnelle Entwicklung dieses Ortes. Doch das ist ja Alles genügend bekannt, und die meisten Berliner sehen mit Stolz, wie eine grüne Insel nach der anderen, deren sich selbst in dem Kernpunkte der Stadt damals noch welche in Gestalt von großen Gärten befanden, verschwindet und scheußlichen Kasernen-Gebirgen mit dumpfen Lichtböfen Platz macht. Er zeigt mit Genugthuung dem Fremden die oft recht prächtig überladenen und nicht immer wirklich schönen Paläste, welche in der Leipziger- und Friedrichsstraße einer nach dem anderen emporsteigen, und freut sich heftig an der Blüthe und dem Wachsthum seiner geliebten Stadt. Dies ist nun Alles gut und schön, denn es ist keinem zu verdenken, wenn er den theuren Grund und Boden im Mittelpunkte der Stadt so vortheilhaft ausnützt, als es möglich ist, und wenn einer lieber einen pomphaften Palast mit einer Schauffeite voll Gemäse, Obst, Karpatiden und aufgeregten Schnörkeln, als einen von schönen und edlen Verhältnissen haben will, so ist das seine Sache. Das Traurige aber ist, daß Berlin, wenige kleine vornehme Inseln ausgenommen, keine Vorstädte mehr hat, wie es früher war, wo die Stadt allmählig vertief in Häuser und Häuschen, die im Grünen lagen. Nun, bei dem fürchterlichen und aufgeregten Wachsthum schiebt es sich mit den gräßlichen, öden, künstlichen, auf Speculation erbauten Miethskasernen an vielen Stellen direct in das freie Feld vor. Das ist herabdrückend und trübselig, ganz besonders, wenn man an die Millionen armer Kleinen denkt, welche in diesem künstlichen Ameisenhaufen als Etagen-Kinder aufwachen und von Gottes freier Natur so gut wie gar nichts kennen lernen.

Wenn ich mich da an meine eigene, bis zu dem neunten Jahre auf dem Lande und später in einer nicht zu großen, gartenreichen Stadt mit der schönsten Umgebung von Wäldern, Hügel und Seen verlebte Jugend erinnere, so sage ich mir mit lebhaftem Danke gegen die Vorsehung: „Wie reich, wie unendlich reich warst Du, und wie arm, wie bettelarm sind diese Kinder!“ Noch wandele ich oft im Traume durch den großen Garten des Pfarrhauses, wo ich geboren bin, von welchem Garten mir noch heute jeder der vielen Obstbäume und alle Steige und Winkel vor Augen stehen. Dort konnte man thun, was man wollte, in den Gebüsch Hütten bauen und Nester, in denen man Obst zusammentrug, und ward einem der große Garten zu eng, so stieg man über den Zaun, da war das Feld mit mächtigen Gräben, deren Seiten mit unermeßlichen Blumen oder mit Gebüsch bewachsen waren, und lebendige Hecken, die sich weithin zogen. Da gab es Vogelnester genug, denn die Vögel bauen gern in den Gebüsch, die von Kornfeldern umgrenzt sind, und ich erinnere mich heute noch genau der schauerlich-süßen Empfindung, die mir von den Fingervippen aus durch den ganzen Leib rieselte, als ich zum ersten Male in ein Vogelneft langte und die warmen Eier küßte. Und das Feld ringsum begrenzte der Wald, der voll lauter Wunder und guter Sachen war, der im Sommer Beeren im Ueberflusse und im Herbst so viele Nüsse brachte, als man haben wollte. Da war Freiheit und Ungebundenheit überall und die Kinderseele nicht in tausend Rücksichten eingekengt, wie bei jenen kleinen Wesen, die auf einer Berliner Etage groß werden, wo sie keinen Raum haben, sich auszutollen, und immer fein manierlich auftreten müssen, damit sich der Nachbar nicht beklagt. Sonst haben sie nur die Strafe, aber dort ist Wagengerassel und Lärm, dagegen müssen sie mit dem kleinen Stimmlein ansprechen, um sich zu verständigen, und dadurch bekommen sie mit der Zeit jenes klanglose, trählende Nectrompeten-Organ, welches so auffällig ist an vielen Berliner Kindern. Die etwas besser situirten Leute senden ihre Kinder zwar mit dem Mädchen in den Thiergarten, aber dort ist es doch auch nur so so. Auf den Rasen dürfen sie nicht treten, die Blumen dürfen sie nicht plündern, und die Zweige dürfen sie nicht brechen. Sie dürfen immerzu „nicht“, und Alles um sie herum ist tabu und noch me tangere. Ich erinnere mich noch sehr genau, als ich zum ersten Male mit meiner Familie auf dem Gute meines Onkels eine längere Zeit mich aufhielt, der Wonne, welche meine Kinder erfüllte, daß sie nun Alles abplündern durften, nach dem ihr Herz begehrte. Als ich zum ersten Male mit ihnen an einen Feldrain kam, der in tausenden von Blumen prangte, da gerietten sie in einen wahren Rausch, daß diese herrlichen Schätze ihnen frei zur Verfügung standen, und wie der Warden, wenn er in einen Geflügelstall einbricht, vor lauter Nordwonne viel mehr umbringt, als er verzehren kann, so raupen sie viel mehr Blumen ab, als sie fortzuschleppen konnten.

Darum ist es erklärlich, daß Jeder, der es nur irgend schaffen kann, in den Sommerferien hinauszieht mit seinen Kindern an die See, auf das Land oder in's Gebirge. In diese wenigen Wochen drängt sich für die meisten dann der innigere Verkehr mit der Natur zusammen. Aber sie sind auch dankbar dafür, die Kleinen, und außer Weihnachten bildet die Sommerreise den höchsten Lichtpunkt in ihrem Leben.

Nun könnte aber Vieles besser sein in Berlin, wenn seine Bewohner ein wenig mehr centrumsflüchtig wären. Andere große Städte, vorzugsweise London, die allergrößte, haben sich nicht nach dem System der Miethskasernen, sondern nach dem des Einfamilien-Hauses entwickelt. Das sieht zwar lange nicht so pomphaft aus, ist aber hundertmal gesünder, geistig und körperlich. Auch die größeren Städte in Norddeutschland, welche im Bereiche des eigentlichen alten Sachsenlandes liegen, wie z. B. Hamburg, Bremen, Hannover und Braunschweig, haben sich in dieser Hinsicht viel günstiger entwickelt. Es ist überhaupt ein echt altfächischer Zug, allein in seinem Hause zu wohnen, und hat sich ja auch bei den angelsächsischen Engländern erhalten. Das Gehöft des zum Sachsenstamme gehörigen

Bauern liegt allein, denn die enge Gemeinschaft mit Nachbarn ist ihm fatal. Am schärfsten ist diese Eigenschaft jetzt in Südafrika ausgeprägt, wo der achte Bur sofort anfängt zu „trocken“, wenn ihm die Gegend zu bevölkert wird.

In Berlin giebt es im weiteren Umkreise einige Kolonien von Einfamilien-Häusern, welche zur Größe der Stadt in keinem Verhältnisse stehen. Sie liegen in freundlichen Gärten, haben Licht und Luft und Tummelplätze für die Kinder, und ihr Anblick thut dem Auge und dem Herzen wohl. Aber die große Mehrzahl der Berliner von denen, die ebenso wohnen könnten, haben keinen Sinn dafür und ziehen es vor, nomadisch von einer Miethswohnung in die andere zu ziehen. Sie haben kein Heim und entbehren es auch nicht. Hoffen wir, daß zum Wohle der Kinder besonders bald eine Aenderung eintritt. Denn so Mancher könnte im eigenen Hause wohnen und in seinem eigenen Garten Obstbäume pflanzen und seinen Kindern eine andere Jugend verschaffen, der nur aus Bequemlichkeit und dem alten Vater Schlandrian zu Liebe sich nicht dazu aufschwingt. Und wie schön ist nicht die Empfindung, von einem Fleck Erde, sei er auch noch so klein, sagen zu können: „Das ist mein!“

Mein Freund Trojan hat das hübsch ausgesprochen in einem kleinen Gedichte, welches betitelt ist:

Das Beste.

Von Allem das Best'
Ist ein Herz, heiter und fest,
Ein gesunder Leib,
Ein liebes Weib
Und ein klein' Eigen!
Wer das hat, mag sich freu'n und schweigen.

Radbruch verboten.

Der Schmetterling.

Ein Märchen von Helene von Götzendorff-Grabowski.

„Nur diesen hübschen, bunten Schmetterling auf meinem Kissen, Norbert!“

„Er ist todt.“

„Nein, — er ist nur verdammt. Ich will ihm einen Tropfen Zuckersüßwasser zu trinken geben, weil ich denke, daß das seinem Blumen-Nectar am ähnlichsten ist, — und ihn dann in den Garten tragen.“

„Es ist Herbst, Elschen: schon blüht fast keine Blume mehr, da müssen alle Schmetterlinge sterben,“ sagte der weiße Bruder Student.

„Allerdings. Aber sie sterben dann nicht in der Gefangenschaft, aus Mangel an Licht und Luft, sondern weil ihre Zeit um ist, nach Gottes Willen.“

Und siehe da: als die kleine Else ihren Falter in den Garten getragen und sorglich auf eine blasfroste Aste gebettet, kam langsam wieder Leben in seinen zarten Körper, — und als die Sonne ihn ein Weilchen beschienen hatte, regte er wie aus schwerem Traume erwachend, die Schwingen, wiegte sich secundlang dicht über Else's blondem Haupte und flog dann lustig durch die frische Morgenluft davon.

„Siehst Du wohl, Norbert, daß ich Recht hatte?“ sagte das kleine Mädchen glücklich lächelnd. „Vielleicht ist sein Leben in einer halben Stunde vorüber, aber dann stirbt er doch in der Freiheit, wie alle seine Brüder.“ Der Bruder Student gestand seine Niederlage zu. „Komm in's Zimmer, kleine Weisheit,“ sagte er dann, sein Schwesterlein zärtlich umschlingend. „Du bist so leicht gekleidet, und es geht ein starker Wind.“ Die kleine Else war nämlich von sehr zarter Gesundheit und mußte sorglich gehütet werden; dazu that Jedermann das Seine, denn sie hatten das immer freundliche und fröhliche Kind Alle herzlich lieb. Nachmittags, als Else eine kleine Siesta auf dem Diban im Gartenzimmer hielt, kam ganz plötzlich der bunte Falter zu Besuch. Das Fenster stand nur wenig auf, er fand aber den Weg dennoch und flog bis dicht an ihr Lager. Sie erwachte eben und war gar nicht erschaut, ihren Pfleger wieder zu sehen; sie erkannte ihn sogleich an den Purpurflammen auf den Schwingen und dem goldenen Flügelrand, nickte ihm vergnügt zu und sagte: „So lebst Du also noch? Das freut mich und wird auch Norbert freuen.“

„Ich danke Dir mein Leben, kleine Else,“ erwiderte der Schmetterling. „Jwar muß dasselbe jetzt naturgemäß erlöschen, aber — Du hast recht: es ist ein anderes, in der Freiheit sterben und nach Gottes Willen. Ein solcher Tod schmerzt uns Schmetterlinge nicht. Und es giebt dann auch für uns ein Auferstehen. Im Winter wirst Du nichts von mir hören, kleine Else, aber sobald der Frühling da ist, siehst Du mich wieder, und ich will Dir dann, wenn Du magst, diese bunten Flügel leihen, welche Dir so gefallen.“ Die kleine Else klatschte in die Hände. „O, das wird lustig sein, liebster Schmetterling! Thue das doch nur ja! Mir ist das Gehen oft recht beschwerlich, und manchmal bin ich so müde, daß ich tagelang nicht nach meinen lieben Blumen sehen kann. Kommst Du auch gewiß wieder und hältst Dein Wort?“

„Gewiß, meine kleine Lebensretterin,“ sagte der Schmetterling und flog schnell davon, denn die Thür öffnete sich, und Elschens Mutter trat in das Zimmer. „Hast Du gut geschlafen, mein Kind?“

„Ja, Mama, — und ich habe auch Besuch gehabt. Höre nur.“

Die Mutter schüttelte aber bei Elschens Erzählung den Kopf und versuchte zu lächeln, während ihre Augen voller Thränen standen. Auch Bruder Norbert that sehr ungläubig. „Du hast geträumt, kleine Märchenprinzessin,“ sagte er. „Dein Traum ist aber sehr niedlich, das gesteh' ich!“

„Elschen wußte es besser; sie schwieg und dachte: wenn der Frühling kommt, werden sie es schon sehen.“

Der Winter brachte recht schwere Zeit für das kleine Mädchen. Es fühlte sich matt, mußte häufig das Zimmer, bisweilen das Bett hüten, und der Arzt sprach davon, die Eltern sollten mit dem Kinde, sobald seine Kräfte es gestatteten, gen Süden ziehen. Die Kräfte gestatteten es aber immer nicht. Und so ging der Winter vorüber. „Nun gehe ich schon nicht fort. Nun kommt der Lenz und mein Schmetterling,“ sagte Elschen, die immer heiter und immer geduldig war. „Wenn es dann warm wird und die Knospen aufbrechen, habe ich Flügel.“

Eines Tages brachte Bruder Norbert etwas aus dem Garten mit herein in einem kleinen Schachteldeckel. Es war eine eingesponnene Schmetterlingspuppe. „Bewahre sie gut auf,“ sagte er halb scherzend, — „vielleicht schlummert Dein bunter Falter darin seiner Auferstehung entgegen.“



Sommerabend in Norwegen. Von Smith-Hall. — Siehe Seite 111.

Nun hatte Elschen eine große Freude an dem runden, bewegungslosen Dinge, hütete es ängstlich und schaute alle Stunden danach; es wollte so lange nicht lebendig werden. Schon stand der Garten in Farbenpracht. Man trug die kleine Kranke hinaus in die Sonne, und sie blickte sehnsüchtig umher und seufzte: „Wenn doch nun mein Schmetterling kommen und mir seine Flügel leihen wollte! Ich muß so nothwendig nach meinen Aukiseln sehen, — und was die Rosenknospen an der Hecke machen!“ Dann nahm Bruder Norbert die kleine Else in die Arme und trug sie ein Weilschen umher, es ward ihm aber sauer; später, wenn sie neben ihm herliegen könnte, würde es besser gehen.

Eines Tages erlaubte der alte Hausarzt es nicht, daß man Else in den Garten trug. „Sie hat Fieber,“ sagte er und schrieb etwas auf, was aus der Apotheke geholt werden sollte.

„Fieber? Was ist denn das?“ fragte das kleine Mädchen. „Mir thut wirklich nichts weh, Mama, sich nicht so traurig aus. Ich sah heute den ersten Schmetterling und bin gewiß, auch der meine kommt nun bald. Morgen, am Ofterfest, kann ich vielleicht schon durch unseren Garten fliegen. Dagegen wird der Doctor doch nichts einzuwenden haben?“

Der Schmetterling kam wirklich. Er kam gegen Abend, als die Mutter am Bette Elschens gerade ein wenig eingeschlummert war. „Bist Du bereit?“ sagte er. „Und willst Du Dich nicht fürchten, wenn es ein Bißchen hoch über den Garten hinausgeht und ein Bißchen lange dauert?“

„Gewiß nicht, wenn ich Mama und Norbert und die Anderen wiedersehe!“

„Du wirst sie wiedersehen!“ entgegnete der Schmetterling freundlich. Und nun schienen seine Schwingen zu wachsen und sich von seinem Körper abzulösen.

„Mama, Mama!“ rief Else und langte nach der immer nahen, immer hilfsbereiten Mutterhand, — der Schmetterling ist da. Ich soll es nun mit seinen Schwingen versuchen. Möchtest Du mich ein bißchen halten?“

„Mein Liebling, — Du träumst!“

„Nein, sieh doch nur, Mama, wie groß er jetzt wird, — und seine Schwingen sind nun so glänzend, wie aus Sonnenstrahlen gesponnen!“ Und dann lachte die kleine Else sehr fröhlich, denn der Schmetterling sagte soeben: „Sie passen wie angegossen! Du bist wahrlich dazu bestimmt, Schwingen zu tragen. — Du sollst niemals wieder so mühselig über die Erde kriechen, wie bisher.“ Nun fühlte sich Elschen leicht und sanft emporgehoben, nun schwebte sie über der Mutter und dem mit einem Buche bei der verschleierte Lampe sitzenden Norbert, jetzt über dem Garten, der abendlich stark duftete. Es war schön anzusehen, wie am dunkelnden Himmel ein Sternlein nach dem anderen angezündet wurde. „Nun, wie fühlst Du Dich?“ fragte der Schmetterling, der jetzt unsichtbar neben ihr herzugleiten schien.

„Herzlich! So leicht, so wohl, wie nie! Ich danke Dir, Du guter Schmetterling!“ Das sagte Elschen ganz laut, — und nun ging es höher, immer höher hinauf —

Am folgenden Tage geriet dem Studenten die Schmetterlingspuppe in die Hände. Sie war leer! Leer wie jene dort, welche auf dem weißen Lager ruhte und die freundliche Gestalt seiner kleinen Else trug. „Aufstanden! Zum Himmel aufgeflogen!“ sagte er vor sich hin, und es mischte sich in sein heftiges Weh eine plötzliche, tiefe Trostempfindung. Er wird

niemals einen Frühling durchleben, ohne daß dieser lebendige Ofterfest sich lind auf sein, im Erinnerungsschmerz aufzudeckendes Herz legt, — niemals einen Schmetterling sehen können, ohne daß es ihm ist, als bringe derselbe Grüße von der erlösten, zum Licht emporgeflogenen Seele seiner kleinen Else, — Grüße aus dem Lande, in welchem ein ewiger Frühling herrscht.

Nachdruck verboten.

Aus der russischen Damenwelt.

Petersburg, Anfang Juni.

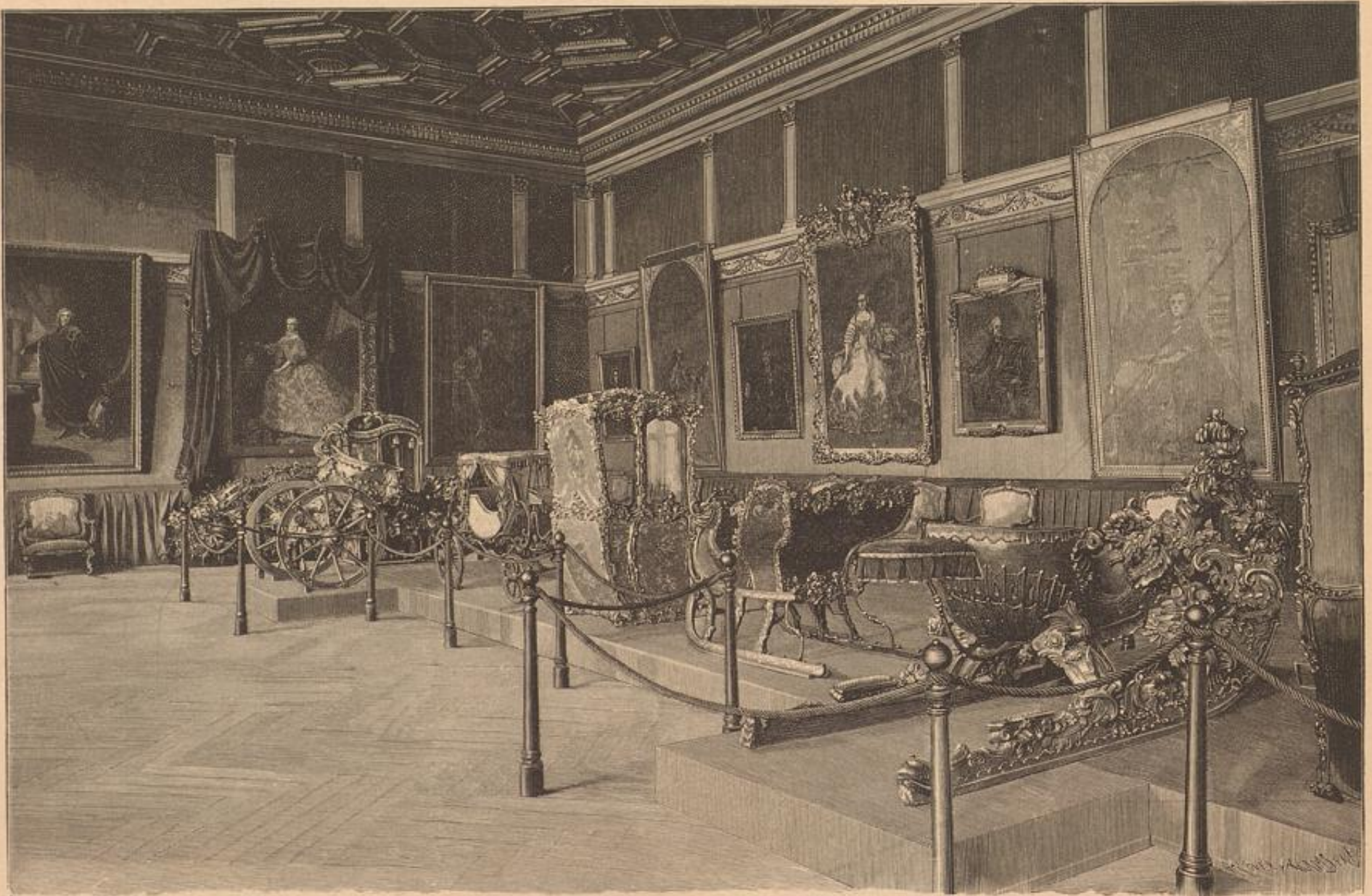
Adem mit der Berliner und der Petersburger Gesellschaft Vertrauen fällt es auf, eine wie viel größere Rolle die vornehme Frau in Petersburg spielt als in Berlin. In Berlin lebt sie im Allgemeinen gemäß der Lebensstellung ihres Mannes; dessen amtliche oder dienstliche Gesichtspunkte sind auch die ihrigen; sie wählt sich im Großen und Ganzen den dem Amtsbereich ihres Mannes entsprechenden Umgang, und meistens ist es der Mann, welcher in dieser Beziehung den Ausschlag giebt. Auch bei Veranstaltung von Geselligkeiten jeder Art ist im Allgemeinen die Meinung des Mannes maßgebend. Mit einem Wort, die Stellung der Frau tritt in der Regel hinter der des Mannes zurück.

In einem vornehmen Petersburger Hause ist es beinahe ausnahmslos die Frau, welche in gesellschaftlicher Beziehung die Hauptrolle spielt und hinter der der Mann in allen jenes Gebiet streifenden Fragen zurücktritt. Die Lebensauffassungen der russischen Frau jener Kreise sind auch andere, als die der deutschen. So spielt zunächst die dienstliche Thätigkeit des Mannes in diesen eine nur sehr geringe Rolle. Alle jene den Mann beschäftigenden persönlich-dienstlichen und amtlichen Fragen, denen die deutsche Frau mit größter Aufmerksamkeit folgt, lassen die russische ziemlich gleichgültig. Die in der großen Welt verkehrende russische Frau bildet sich ihren Bekanntenkreis ganz nach eigenem Geschmack, wobei sie sehr wenig der Dienstgefahren ihres Mannes gedenkt, es sei denn, daß ihr Dieser oder Jener besonders zusage. Unbestämmert um ihren Mann, fordert sie, ganz nach eigenem Ermessen, Persönlichkeiten auf, sie an ihren Empfangstagen zu besuchen. Der bei den Empfängen niemals anwesende Mann erfährt nur zufällig davon, wenn seine Frau ihm später sagt: „Du mußt dem X. einen Gegenbesuch machen, er war gestern bei meinem Empfange.“

Da nun die Geselligkeit nur in oberflächlichem Zusammenhange mit dem Dienstbereiche des Gatten steht, so erstreckt sie sich auf die verschiedensten Kreise. Man kann in Petersburg in dem Hause eines Offiziers Ministern, hochgestellten Diplomaten, Hofwürdenträgern, Offizieren aller Grade und Künstlern begegnen, selbst auch Mitgliedern der kaiserlichen Familie. Im Salon einer vornehmen Frau spielt der Rang nur eine geringe Rolle; weit entscheidender ist, wie der Gast zum Hofe steht, ob er in den großfürstlichen Häusern verkehrt, zu den kleinen Bällen im Anischtopalais beim Kaiserpaar eingeladen wird, ob er selbst ein vornehmes

Haus macht, Einfluß besitzt, oder, was oft noch wichtiger, sich mächtiger Fürsprache erfreut. In solchem, aus Persönlichkeiten aller geistlich-vornehmen Klassen gebildetem Kreise, befindet sich die vornehme russische Frau an ihrem wahren Plage. Sie versteht es vortrefflich, die Unterhaltung der Gäste zu beleben, jeden durch ihre Liebenswürdigkeit zu fesseln, auch, wenn sie gerade die geeignete Persönlichkeit findet, Dieses oder Jenes für ihren Mann oder etwaige Schützlinge durchzusetzen. Im Allgemeinen steckt ja wenig hinter jener Liebenswürdigkeit, aber sie verfehlt niemals ihren Eindruck auf die menschliche, namentlich die männliche Eitelkeit, besonders, je höher die Stellung der betreffenden Dame ist. So erinnere ich mich eines an und für sich ganz unbedeutenden Vorganges bei der vor einigen Jahren verstorbenen Gräfin Protassow, der Oberhofmeisterin der hochseligen Kaiserin, mithin, nach hiesiger Anschauung, der ersten Dame der Gesellschaft, nach denen der kaiserlichen Familie. An einem Empfangstage der Gräfin war ein junger Mann anwesend, dem man bei seinem Eintritt in die zahlreich versammelte Gesellschaft sofort den Provinz-Bewohner anmerkte. Er schritt auf die alte Gräfin zu, die ihn, wie alle Gäste, mit ihrem wirklich bezaubernd liebenswürdigen Lächeln begrüßte und ihm die Hand reichte, die er ehrerbietig küßte. Darauf entschuldigte er seinen Vater, daß dieser so sehr lange nichts habe von sich hören lassen, aber die Verhältnisse auf den Gütern zwängen ihn zu längerem Aufenthalte daselbst u. s. w., kurzum eine für solchen Empfangstag viel zu lange und unständliche Entschuldigung. Die Gräfin entgegnete ihm freundlich: „Bitte setzen Sie sich zu mir und erzählen Sie mir recht viel von Ihrem Vater; sagen Sie ihm, ich sei schon lange böse auf ihn, daß er mich so vernachlässigt und verzeihe ihm nur, weil er mir jetzt den Sohn statt seiner geschickt.“ Der junge Mann setzte sich in jener bekannten Haltung schüchternen Neulinge auf den vordersten Rand eines jener leichten Stühle, wie man sie in den Räumen von Damen findet, hielt den Hut über den Knien und begann von den schwierigen, die Anwesenheit seines Vaters erfordernden Verhältnissen zwischen Gutsbesitzern und Bauern zu erzählen, schilderte die Gesundheit seines Vaters als ganz vortrefflich, nur mache sich manchmal ein böser Rheumatismus geltend, und wurde endlich in dieser für den Augenblick viel zu breiten Erzählung durch neuen Besuch unterbrochen, dem sich die Gräfin widmen mußte. Ich glaubte nach alledem wirklich, daß der besagte rheumatische Vater ein guter Bekannter der Gräfin sei. Wie erstaunt war ich aber, als, nachdem der junge Mann sich empfohlen, die Gräfin sich an ihren, hinter ihrem Lehnstuhl stehenden Lieblingsneffen, wie immer auf Französisch, mit der vornehm-nachlässig hingeworfenen Frage wandte: „Sage mir, mein lieber Michael, wer war eigentlich jener junge Mann, der mir so viel von seinem Vater erzählte? Ich habe weder von dem Einen, noch von dem Anderen eine Ahnung.“

Es sind aber nicht bloß liebenswürdige Redensarten, mit denen die vornehme russische Frau die Gäste abspielt, sondern ihre Unterhaltung ist wirklich höchst anregend. Sie liest die neuesten Erzeugnisse der Literatur, namentlich der französischen, besucht alle Neuheiten im Schauspielhause, der Oper und dem Ballet, alle Gemälde- und Kunstausstellungen, ist häufig selbst in irgend einem Fache Künstlerin und versteht auf das Angenehmste, über Dertartiges zu plaudern. In erheiternder Weise bespricht sie wohl auch gesellschaftliche Vorkommnisse, ohne je-



Aus der Maria-Theresia-Ausstellung zu Wien. — Siehe Seite 111.

doch durch eine böse Zunge geistreich erscheinen zu wollen, und waagt sich wohl auch hier und da, nicht ohne Erfolg, an die Politik.

Man wird in der vornehmen russischen Gesellschaft wenig unglückliche Ehen finden, dagegen viele gleichgiltige. Solche wahrhaft innige Ehen, in denen beide Ehegatten in einander und in ihren Kindern aufgehen, findet man hier, namentlich in den vornehmen Kreisen, nur höchst selten. Selten findet man es aber auch, daß der Ehemann die Frau präsumirt; häufiger jedoch, daß er nicht jene Stellung einnimmt, die ihm als Hausherrn zukommt. Nur allzu häufig übersteht die vornehme Russin ihren Mann, was man von Deutschen nur ausnahmsweise sagen kann. Aber allerdings stehen die, im Kampfe des Lebens, in steten geistigen Fortschritten und in treuer Pflichterfüllung geübten deutschen Männer auch auf einem anderen Standpunkte, als die russischen Lebemänner. Mit ihnen würde eine russische Frau nicht so leichtes Spiel haben.

Verschiedenes

Kadbruch auch im Einzelnen verboten.

Das Maria-Theresia-Denkmal in Wien von Kaspar von Zumbusch. Siehe das Bild, Seite 105. — Am 13. Mai wurde in Wien in Gegenwart des Kaisers und der Kaiserin von Oesterreich und fast des gesammten kaiserlichen Hauses, — es waren mehr als sechzig Erzherzöge und Erzherzoginnen erschienen, — das Denkmal der Kaiserin Maria Theresia enthüllt, an dessen Vollendung Professor Kaspar von Zumbusch seit zwölf Jahren seine ganze Kraft gesetzt hat. Für das österreichische Herrscherhaus hat die Kaiserin Maria Theresia eine besondere Bedeutung als letzte Habsburgerin und als Eltermutter des regierenden Hauses Habsburg-Lothringen, und im österreichischen Volke ist die Kaiserin, die in Wahrheit sich als eine Mutter ihres Volkes fühlte, unvergessen. So ist es selbstverständlich, daß nicht nur der Hof und die offizielle Welt sich an der Enthüllungsfest betheiligte, sondern daß dieselbe zu einem Volksfeste im edelsten Sinne sich gestaltete, an dem auch die breiten Massen der Bevölkerung aus innerstem Herzensdrange theilnahmen. Galt es doch auch gleichzeitig, dem geliebten Wien, auf dessen Verschönerung in den letzten Jahrzehnten Riesensummen verwandt worden sind und auf das jeder Oesterreicher mit Recht stolz ist, einen neuen Edelstein in den stolzen Kranz seiner Pracht-Paläste, historischen Sehenswürdigkeiten und Denkmäler der Kunst einzubringen. Auf dem prächtigen Platze zwischen den beiden Hofmuseen, einem der schönsten der Welt, erhebt sich das Denkmal der Kaiserin Maria Theresia in überwältigender Größe und erhabener Einfachheit. Die Kaiserin ist sitzend dargestellt, in der Linken das Scepter haltend, die Rechte wie segnend über das Land breitend, dem sie ein Segen war. Wohnen doch als lebendige Zeugen ihrer landesmütterlichen Fürsorge die Zöglinge aller derjenigen Stiftungen der Enthüllungsfest bei, welche die Kaiserin in's Leben gerufen und die noch heute blühen: das Theresianum, die Wiener-Neustädter Militär-Akademie, das Offizierswittwen-Institut in Hernals, die Orientalische Akademie, die Technische Militär-Akademie, das Josephstädter Civil-Mädchen-Pensionat und das kaiserliche Waisenhaus. Um den Sockel aber, auf dem Maria Theresia thronet, hat Meister Zumbusch allen denen ein Denkmal gesetzt, deren Namen mit dem unvergänglichem der Kaiserin in alle Zeiten verknüpft sind: Kauniz, Rhedenhüller, Laudon, Lichtenstein, Starhemberg, Daun, Haugwitz, Rabachy, Brudenthal und Andere. Der Künstler, der mit stolzer Freude und von allen Seiten beglückwünscht auf sein Werk blicken durfte, nachdem die Hüllen gefallen, Professor Kaspar von Zumbusch, ist in dem westfälischen Städtchen Herzberg am 23. November 1830 geboren. Die Hauptgestalten der Wagner'schen Opern, welche er für König Ludwig von Baiern in Marmor ausführte, das Denkmal Königs Maximilian II., das Siegesdenkmal in Augsburg, das herrliche Beethoven-Monument in Wien reiche Früchte seiner künstlerischen Thätigkeit, die dem Maria-Theresia-Denkmal vorausgingen und den Künstler zu Ansehen und Ehren brachten. Gegenwärtig ist er mit dem Modell des Nadezhdy-Denkmal's beschäftigt, das vor dem Justiz-Palast am Ring zur Aufstellung gelangen soll. Mit rastloser Energie und unermüdlichem Fleiße arbeitet er weiter, — ein echter Westfale, trotzdem er in dem schönen Wien seine zweite Heimath gefunden hat.

Sommerabend in Norwegen. Von Smith-Hald. Siehe das Bild, Seite 109. — Der tief einschneidende Fjord wird kaum von einem Lüftchen gekräuselt, unbewegt hängen die zum Trocknen aufgespannten Netze, mit schlaffen Segel liegen die Küstenfahrzeuge vor dem Winde. Es ist still ringsum, nur die Rinde schießt freischend über das Wasser. Ein leises Plätschern, wenn die Fischerfrau oder ihr Bude einen Fisch an der Fangschnur spüren und ihn blitzschnell aus der klaren Fluth an die Oberfläche befördern, aber Worte werden nicht viele von den Weibern gewechselt. Die Norweger sind ein wortfarger Menschenschlag; sie grübeln viel, aber sie sprechen wenig.

Kunstgewerbliches

Kadbruch verboten, ebenso jegliche Nachbildung der abgebildeten Gegenstände, welche gefänglich geklagt sind.

Die Maria-Theresia-Ausstellung im Oesterreichischen Museum zu Wien. II. — Der größte Reiz unserer Ausstellung vom künstlerischen Standpunkt betrachtet, liegt wohl in den kleinen Arbeiten der Goldschmiedekunst, die nicht minder in großer Fülle wie außerordentlicher Schönheit der Arbeit vorhanden sind. Man muß aber auch sagen, daß die Kunst des achtzehnten Jahrhunderts in keinem Zweige höher steht, als in diesem; hier haben Kunst und Industrie vereint Leistungen hervorgebracht, welche unabhängig vom Zeitgeschmack ihren Werth auf immer behaupten werden. Wenn die Mode über Rococo, Louis XV. und Louis XVI. einmal wieder hinweggegangen sein wird, werden diese kleinen Gegenstände des Gebrauchs, die Dosen, Bonbonnières, Notizbüchlein, Nadelbüchsen, Näh-Etuis, Rästchen und Schächtelchen, Scheren und Messer, Medaillons, — auch die Fächer mit der überaus zierlichen Arbeit der durchbrochenen

Gestelle müssen wir dazu rechnen, — noch immer ihren hohen Werth behaupten. Wer für die Kunst des Kleinen, Feinen und Eleganten Sinn hat, für die Kunst, welche für die schönsten Hände arbeitet, der wird auch fort und fort an diesen Arbeiten von tadelloser Technik und Vollendung Vergnügen empfinden.

Einzelnes aus der Fülle des Dargebotenen herauszuheben, ist schwer, wenn man Niemandem Unrecht thun will, doch können wir, schon um der ehemaligen Besitzerin willen, nicht übergehen, was die kaiserliche Schatzkammer gesendet hat; Alles Gegenstände, die mit der Kaiserin Maria Theresia in engster Beziehung gestanden: ein paar wundervolle Dosen, Schmuckschleifen, Uhren, Ringe, die Orden, welche sie getragen, und anderes mehr.

Der kaiserliche Schatz hat auch das Beste gesendet, was an größeren Werken der Goldschmiedekunst vorhanden ist: mehrere silberne und vergoldete, von Figuren getragene Armlenker, ein goldenes Thee-Service und ein goldenes Toilette-Geräth, insbesondere aber einen goldenen Tafelaufsatz in Form eines durchbrochenen, mit goldenen Kränzen behängten, mit Porzellanblumen gefüllten Korbes, ein Werk feinsten Arbeit und zierlicher Composition.

Das Mobiliar fällt mit verschiedenem Geräth die Kabinette eines Saales im oberen Stock, und zwar mit anderen Gegenständen des vornehmen Hausraths so vereinigt, daß sich ein Bild harmonischer Einrichtung ergibt. Es ist das Gleichzeitige und Gleichartige so zusammengestellt, daß man von einer Stilart des achtzehnten Jahrhunderts zur anderen, wie sie geschichtlich einander gefolgt sind, fortschreitet. Man beginnt mit dem eigentlichen Rococo und endet mit Gegenständen, die schon dem Empire-Stil nahe stehen. Alle diese Prachtmöbel des achtzehnten Jahrhunderts entstammen fast sämmtlich den Palästen der alten österreichischen Familien, der Baar, Lichtenstein, Schönborn, Schönburg, Esterhazy, Walterskirchen, Metternich u. A., sowie dem Reichshof'schen Besitz.

Einiges wenige Mobiliar aus dem Besitz des Hofes geht auch direkt auf die Kaiserin Maria Theresia zurück; interessanter aber ist ihr vergoldeter Wagen, den sie bei den Piratenschaden lenkte, und ihr gleichfalls vergoldeter Schlitten, beide in Muschelform mit überklingelndem Reichthum geschmückten Rococo-Ornamenten. Ein großes Bild, das zur Seite hängt und eine Schlittenfahrt der hohen und höchsten Herrschaften im inneren Burghof darstellt, zeigt lauter Schlitten dieser Art und dazu die Pferde mit überaus reichen, in Gold und Silber gestickten Decken verhüllt, überhaupt Herren und Damen, Kutscher und Diener und Läufer, die jeden Schlitten begleiten, mit einer Pracht der Kostüme, der Livree, denen unsere Zeit nichts Aehnliches an die Seite zu stellen hätte.

Diese Herren und Damen der kaiserlichen Familie und des Theresianischen Hofes, wie sie hier auf dem Schlittenbilde sich befinden und alle mit Namen genannt sind, sehen wir noch einmal und zum Theil des Oesteren auf jener Fülle lebensgroßer Portraits, sei es in ganzer Gestalt, sei es in Brustbildern, wie sie unsere Ausstellung in so außerordentlicher Weise zusammengedrängt hat. Sie bedecken die Wände aller vier Ecken. Wer betrachtet nicht mit Vergnügen die große Kaiserin selber, ihre Eltern, ihren Gemahl, ihre Kinder, den Kaiser Joseph, den großen Staatskanzler Kauniz, den Schöpfer der österreichischen Artillerie und den Gründer der Vichsten-In-Gallerie, den Fürsten Benzel Pichetenstein, die großen Feldherren Oesterreichs, Daun, Laudon, Lacy, die Herren und Damen am Hofe der Kaiserin und ihres Sohnes Joseph! Wir sehen auch Wiener Künstler und Schriftsteller dieser Zeit, von Schuppen, Duadal, Blumauer, Stud u. A. Auch bedeutende Persönlichkeiten der Fremde haben sich eingefunden, z. B. die Kaiserin Katharina II., Ludwig XV. und die Marquise von Pompadour.

Die meisten dieser Portraits können freilich nicht auf großen Kunstwerth Anspruch machen; es sind aber doch eine ganze Reihe darunter, welche völlig auf der Höhe der Zeit stehen, so ein Portrait der Kaiserin selbst aus einer noch ziemlich jugendlichen Epoche von der Hand des Schweden Meyens, aus dessen Wiener Schule noch eine Reihe anderer Portraits stammen.

Es ist durchweg eine vornehme Welt, die sich hier nach einem vollen Jahrhundert einmal Rendezvous gegeben hat. Aber auch das Volk kommt zu seinem Rechte. Freilich, Portraits, Prachtmöbel und andere Kostbarkeiten sind es nicht, durch welche es vertreten ist, wohl aber geschieht es durch eine große Zahl von Kupferstichen, welche Scenen und Begebenheiten des Wiener Lebens im achtzehnten Jahrhundert darstellen, Festlichkeiten, Aufzüge, Fahrten zu Lande und auf der Donau, Schauviele, Thierhefen, selbst Caricaturen, wozu ja die Kostüme des achtzehnten Jahrhunderts, erst die gewaltigen Reifröcke, dann die ellenhohen Frisuren verlockende Anreize boten. In dieser reichen Collection zeitgenössischer Kupferstiche und Zeichnungen, zu deren Entfaltung kaum noch Raum vorhanden war, liegt ein weiteres culturgeschichtliches Moment, das erklärend den Gegenstand selber zur Seite tritt und so die Ausstellung wahrhaft als ein Bild der Theresianischen Zeit erscheinen läßt, wie es beabsichtigt war.

Jakob von Falke.

Aus der Straßewelt

Berlin. — Zum Andenken an den hochseligen Kaiser Wilhelm soll in Berlin von den Frauen Deutschlands eine Gedächtniskirche errichtet werden. In einer volkreichen Gegend der Reichshauptstadt wurde bereits der Bauplatz für das Gotteshaus erworben, aber für den Bau selbst müssen die Mittel erst beschafft werden. Mehrere hochgestellte Damen haben nun an die Frauen Deutschlands einen Aufruf ergehen lassen, um in allen Gauen unseres Vaterlandes Sammlungen zur Förderung des edlen Planes einzuleiten. Mögen diesem schönen Werke frommer Pietät recht viele Spenden zustießen; jede Gabe, auch das kleinste Scherlein, ist willkommen. Den Aufruf finden die Leserinnen in dem Inseraten-Theile unseres Blattes.

Die deutsche Kaiserin Victoria hat bekanntlich nicht nur künstlerische Neigungen, denen sie auf dem Gebiete der Malerei auch mit schöpferischem Talent zu genügen vermag, sondern gleich ihrer Schwester Alice, der verstorbenen Großherzogin von Hessen, auch Interessen geistiger Art. Ein neues Beispiel dafür ist die Thatfache, daß die 1881 erschienene deutsche Ausgabe von Marco Ringhetti's Buch über „Staat und Kirche“ Niemand Anderen zum Uebersetzer hat, als die damalige Kronprinzessin, jetzige Kaiserin des deutschen Reiches. Die Universitäts-Bibliothek zu

Göttingen besitzt seit Kurzem ein Exemplar dieses Buches, welches an entsprechender Stelle die amtliche Bemerkung trägt: „Aut Mittheilung der Verlags-Anstalt ist die Uebersetzerin: Victoria, Kaiserin von Deutschland.“

Paris. — Frau André, unter ihrem Mädchennamen Kelly Jacquemard als Malerin bekannt, hatte der Pariser philanthropischen Gesellschaft ihre Juwelen zur Errichtung eines Armen-Ahls geschenkt. Die Kostbarkeiten wurden nun in der Galerie Georges Petit versteigert und trugen vierhunderttausend Francs ein; übrigens weniger, als man erwartet hatte. Ein Halsband aus zwölf mit Brillanten eingefassten Rubinen, welches der letzten Königin Frankreich's, Marie Amélie, gehört hatte, erzielte achtzigtausend Francs, eine schwarze Perle in Birnenform zweihunderttausend Francs u. s. w.

London. — Die Königin von England will nebst zwei Mitgliedern ihrer Familie die hindustanische Sprache erlernen, und zu diesem Zweck wird ein junger indischer Fürst nach England reisen, um bei den hohen Herrschaften als Lehrer zu fungiren.

Barcelona. — Die Königin Christine von Spanien, welche sich zur Eröffnung der spanischen Ausstellung vor Kurzem nach Barcelona begeben hatte, wohnte dem feierlichen Akt in dem Palais der schönen Künste in Begleitung ihrer Kinder und mehrerer Fürstlichkeiten bei. Der kleine König Alfons XIII. wurde auf den Armen seiner auf das reichste gekleideten Mamma in den Saal getragen, in dem zwei Thronessel aufgestellt waren. Die Königin-Regentin ordnete jedoch an, daß einer derselben beseitigt würde und ließ ihren kleinen Sohn auf den einzigen übrig bleibenden Thronessel niederlegen, während sie selbst auf einem gewöhnlichen Stuhl Platz nahm. Wie das Königskind waren auch seine Schwestern, die Prinzessin von Asturien und die Infantin Maria Theresia, in Weiß gekleidet und nahmen auf kleinen Sesseln zu Füßen Alfons' XIII. Platz. Nach der Feier begab sich die Königin mit ihrem Gefolge zu Fuß nach dem Industrie-Palast, während Alfons XIII. und seine beiden Schwestern in kleinen Wagen in die Ausstellungsgründe gefahren wurden, wo sie die Schaustücke mit kindlicher Neugierde betrachteten.

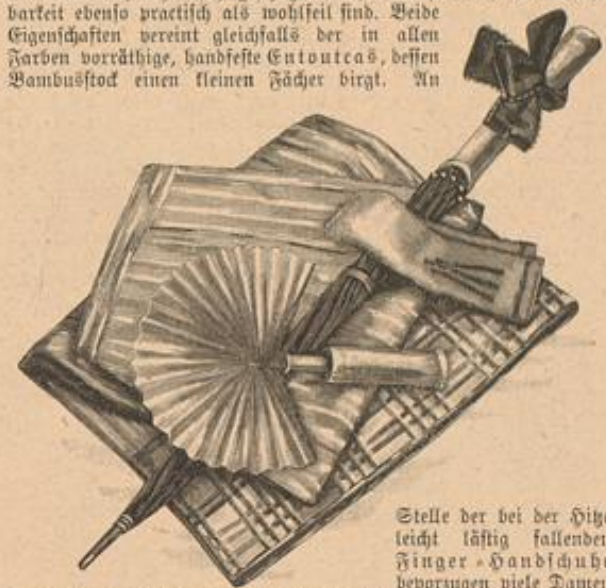
Die Mode

Kadbruch auch im Einzelnen verboten.

Berlin. — Für die Hut-Garnituren haben sich einige Arrangements als wahrhaft typisch herausgebildet. So zeigen große runde Formen vorwiegend eine breite Bordüre, — Spachtel-, Bunt- oder Goldstickerei, — oder den um den Kopf geschlungenen kleinen, vorn geknoteten Tüllschleier. Blumen, Kränze oder Tuffe werden mit Vorliebe durch Tüllpuffen umhüllt und die kleinen hochgebogenen Capoten innen durch eine pliffirte Tüllrüsche ausgefüllt. Letztere findet man, bereits gebrannt, in allen Farben vorrätig.

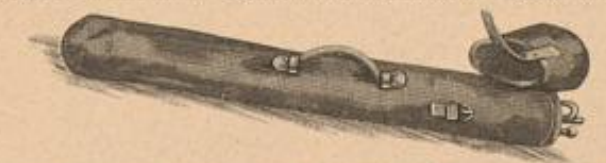
Die angenehmsten und praktischsten Sommer-Handschuhe bleiben immer die aus Tricot-Gewebe. Da sich die Seide indeß als wenig haltbar erwiesen, in den geringeren Qualitäten wenigstens, so suchte man seit längerer Zeit Ersatz durch feinen Zwirn und fil d'Ecosse zu schaffen. Daß dies vollständig gelungen, beweist eine uns vorgelegte Collection aus diesem Material hergestellter Handschuhe. Es befinden sich darunter in den verschiedensten Farbentönen, fest und seidenglänzend, die geschmittenen Mousquetaire-Form mit und ohne Schlich, sowie der Rundhandschuh ohne Naht, beide zu geringen Preisen. Eine Specialität bilden die größere Haltbarkeit garantirenden doppelt gewebten Fingerringen.

Unter röhre aus farbig gestreiftem Satin mit abgepaßten Rand-Borten, zum Gruppen-Plüsch dienend, bilden eine für Sommer-Reisen und Land-Aufenthalt sehr geschickte Reuse, da sie durch ihre Waschbarkeit ebenso praktisch als wohlfel sind. Beide Eigenschaften vereint gleichfalls der in allen Farben vorrätige, handfeste Entoutcas, dessen Bambusstock einen kleinen Fächer birgt. An



Stelle der bei der Hitze leicht lästig fallenden Finger-Handschuhe bevorzugen viele Damen die auch beim Arbeiten im Freien verwendbaren Halbhandschuhe, welche neuerdings auch aus dänischem Leder hergestellt werden.

Als sehr praktisch für die Reise empfiehlt sich eine Schirmhülle aus braunem Segelleinen, welche mehrere Schirme und



Stöcke aufnehmen kann. Den klapplartigen Verschluss besitzenden Lederriemen und Schnallen; ein leberner Handgriff und leberne Einfassung vollenden die einfache Ausstattung.

Zu Kleiderböden ohne Reifen werden neuerdings die Hinterbahnen der leichten Sommer-Unterrocke mit Hochhaarstoff abgefüttert. Für waschbare Unterrocke muß ein solches Futter zum Einheften oder Einknäpfen eingerichtet werden.

Paris. — Für eine unserer elegantesten Damen wurde zum Wettrennen ein Hut von vollendeter Grazie geschaffen. Den nie-



drigen Kopf aus grobem Tüll ver-
hüllt an einer Seite zierliches Blatt-
werk, an der anderen weiße Spitze,
die eine mit weißer Schleife gebun-
dene gelbe Narzisse hält. Das In-
nere der maifarbene Koffhaars-
Krempe deckt mattgrüne Strohspitze,
von leichtem gelbem Tüll verschleiert.
Eine weiße Bandschleife, welche die
Krempe vorn zusammenfaßt und em-
porhebt, setzt sich scheinbar in der
großen, mit den Haartöpfchen des
Nadens reizend verschmelzenden
Schleife fort.

— Nicht gerade vortheilhaft für
den Teint, aber sehr modern sind für
Jehn- bis zwölfjährige Mädchen über
der Stirn hoch aufgeschlagene
Hüte aus italienischem oder gewöhn-
lichem Stroh. Die Krempe ist ent-

weder mit blauer oder rosa Gaze ge-
füllt und der Kopf mit Band oder
dem Stoff des Kleides garnirt, na-
mentlich wenn dieses aus Ponce, Sa-
tin oder Elsäßer Kattun besteht. Let-
zterer wird zu Kinderkleidern häu-
fig glatt und geblümt zusammen ver-
arbeitet. An einem sehr hübschen Mo-
dell bildet der geblünte Stoff Vorber-
bahnen und hintere Dra-
perie des
Rockes, sowie
Seitentheile
der Taille und
Kernel; der
glatte Stoff
stellt dagegen
die Plüschtheile des Rockes und die unter
gleichen Plüschfalten hinten zugeknöpfte
Taille her. Diese Falten sind auf Futter
befestigt, welches im Rücken vollständig,
vorn nur vermittelt eines flachen Ab-
nähers anschließt. Reizend auch sind die
Kinder-Kostüme aus den ganz
leichten modernen Wollstoffen,
die keines Fut-
ters bedürfen.
Am Halsaus-
schnitt ringsum



eingereicht, tritt die Taille unter
den mit Gürtel versehenen Rock,
der hinten in dicke Plüschfalten
gelegt ist, während diese vorn
mit glatten Zwischenräumen
wechseln. Bretellen, Gürtel
und Kernelbündchen aus abstechen-
dem Sammetband. Das Mo-
dell war erdbeerroth und grün
verziert. Ein anderes, schwarz
und weiß gestreiftes Modell
zeigt Taille und Rock in Eins
geschnitten, die erstere gürtel-
artig eingereicht und den letz-
teren mit zwei Volants besetzt.
Duntbesticte, weißwollene
Streifen fassen dieselben ein und bilden Halskrause, Schärpe und
Hut-Garnitur.

— Da im Ganzen wenig Draperien getragen werden und der
für Toiletten zur Sommerfrische allgemein bevorzugte Ponce
sich nicht sehr zum Leberkleide eignet,
so ist man auf andere Anordnungen
verfallen. Einen feingestrichten Rock
garnirt man z. B. vorn mit geblüm-
ten, durch Schleifen befestigten
Schärpen-Enden, während die vollen
Dinterbahnen gerade niederfallen und
die Schlichtheit der Seiten ein kleines
Panier verbirgt. Die kurze schnecken-
förmige Taille vervollständigt sehr
glücklich dieses hübsche Kostüm, zu
welchem elegante Damen die lange
verschwinden gewesenen Kragen und
Manschetten aus feiner holländischer
Veinewand wieder anlegen.



— Gewisse Spiele erfordern
eine Kleidung, welche den Bewe-
gungen vollkommene Freiheit ge-
stattet, ohne der Anmuth der
weiblichen Tracht Abbruch zu
thun. Diese Bedingungen er-
füllen ganz besonders die Ter sey-
Kostüme, die aus einem glatten
Leberkleid und einem mit far-
bigen Muschen bestickten Unter-
gewande bestehen. Schärpe und
Schleifen kann man in der Farbe
der Partei wählen, der man im
Spiele angehört, falls dieses sich
in verschiedene Lager theilt.

— Stühle und Tische der Sommer-Wohnungen bestehen
meistens aus Rohgeflecht und werden übereinstimmend mit zwei-
farbigem Percal umhüllt, den eine russische Stickerei verziert.
Dazu kommen Roth oder Blau angefarbene Holzstühle mit türkisch
gestickten oder mit bunter Lize besetzten weißwollenen Kissen. Den
heiteren Schmuck des ländlichen Salons vollenden die in der Form
zwar nicht neuen, aber durch ihre Anordnung mit neuem Reiz

umkleideten Blumentische
aus gebeiztem oder vergolde-



tem Bambusrohr. Von den beiden
Japenco-Basen ist die untere zu Blin-
nen, die obere zur Aufnahme einer
Lampe bestimmt, die sich zwischen
künstlichen Blattpflanzen erhebt, wäh-
rend tiefer, wo sie von der Nähe
der Lampe nicht leiden, lebende Topf-
gewächse einen blühenden Kranz
schlingen. B. de G.

Handarbeiten

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Die Vorlage, welche einen auf Juteleinen mit Aquarell-
und Bronzefarben gemalten Vorhang darstellt, wurde von
Fraulein Marie Kirchner, der wir schon so manche künstlerische
Arbeit, unter Anderen den Kaminschirm, Abb. 66 der Nr. vom 17. Juni
d. J. verdanken, entworfen und nach Art des Kaminschirmes aus-
geführt. Der Vorhang, welcher als Portiere oder glatt ausgepannt
zur Ausschmückung von Garten-Vorzimmern, Treppenhallen u. d. dienen
kann, zeigt köstliches Laubwerk zwischen mächtigen Wohnblumen und
graziösen Schieringebolden. Dem schwarz gehaltenen Laubwerk sind



goldene Lichter aufgesetzt, während die ganz in Gold ausgeführten
Blumen mit Silber gehöht erscheinen. Zum Malen bedient man sich
eines Porzellanpinsels; die Farben müssen stark aufgetragen werden,
weßhalb es rathsam ist, die eingepannte Leinwand nicht wie ge-
wöhnlich zurückzulehnen, sondern eher etwas vorzubengen, damit die
Farben auf dem losen Stoff nicht verlaufen. Anstatt der Bronzefarben
kann man auch Gold- und Silber-Pulver mit Bronze-Tinctur ver-
mischen, doch darf man wegen des raschen Eintrocknens hiervon
nur so viel anrühren als augenblicklich gebraucht wird. Der Mo-
dell-Vorhang hat die Breite des Stoffes (154 Cent.) und mißt
275 Cent. Länge ohne die 50 Cent. lange aus den Gewebe-Fäden ge-
knüpfte Franze. Zu derselben werden die Fäden in 3 Cent. breite
Gruppen getheilt, diese zweimal gekreuzt und einfach eingeknotet.
A. D.

Wirtschaftliches

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Kaltes Büffet bei einem ländlichen feste.

- Raponnaise von Kal.
- Kalte gekochte Pökelzunge in Apic.
- Kalte Kalbsnuz in Apic.
- Galantine von Rapoun mit Gemüse Recept 1330.
- Italienischer Salat.
- Kalte Pastete von Wild Recept 1331.
- Cabinet-Speise Recept 1332.
- Plan von Aprikosen Recept 1333.

Recepte.

1330. Galantine von Rapoun mit Gemüse. Zwei Rapounen
oder mittelgroße Hühner löst man aus den Knochen, und zwar so,
daß die Flügel unberührt bleiben und aus den Weinen nur der
erste Knochen abgetrennt wird. Ferner bereitet man eine Farce,
bestehend aus 1 Kilo derbem Kalbfleisch, $\frac{1}{2}$ Kilo frischem Schweine-

fett, 63 Gr. Panade und 1 Ei. Mit Pfeffer, Salz, Muscatnuß
und einer geriebenen Schalotte giebt man der Farce einen recht pi-
canten Geschmack und mischt würfelig geschmittenen Lufspeck, Pfeffer-
gurken, Pökelzunge, nach Belieben auch Trüffel, dazwischen.
Hiermit nun füllt man die Hühner, näht sie der Länge nach zu,
bedeckt die Brüste mit Speckbarden, widelt jedes einzelne in ein
weißes Papier, dessen Enden man zubindet, und kocht sie mit den
Hühner-Gerippen, Salz, Wurzelwerk, Zwiebeln und einem Kräuter-
Bouquet, unter Hinzufügung von Wasser oder leichter Bouillon,
langsam weich. Nachdem sie in der Brühe erkalten sind, nimmt
man sie vorsichtig heraus, löst das Papier und die Speckbarden,
trocknet die Hühner in einem reinen Tuche ab, schneidet die Brüste
mit der Farce ab, tranchirt diese in recht gleichmäßige Querscheiben
und fügt sie so wieder zusammen, daß das Geflügel seine ursprüng-
liche Gestalt zurück erhält. Mit Tafel-Bouillon bestrichen, werden
die Hühner nun auf eine längliche Schüssel gelegt und mit Ros-
setten von Krebschwänzen, Pfeffergurken u. dergl. verziert; rings
herum arrangirt man kleine Kohlräben, grüne Bohnen, Blumen-
kohl und Spargel. Sämmtliche Gemüse müssen in Salzwasser
abgekocht und mit Del und Essig mariniert sein. Auch kann man,
unter Fortlassung der Gemüse, die Galantine einfach mit Fleisch-
Gallerie garniren.

1331. Kalte Pastete von Wild. Von dem großen Frican-
deau einer Kehlente oder aus einem Wildbrüden schneidet man
gleichförmige Stücke, durchspielt sie mit feinem Lufspeck und läßt
sie, mit einem Glase Madeira übergossen, mit Zwiebeln, Salz
und Pfeffer bestreut, einige Stunden mariniren. Aus dem Abfalle
des Wildfleisches, einem gleich großen Theile Schweinefleisch
und soviel Lufspeck, als Wild- und Schweinefleisch zusammen betragen,
bereitet man eine feine Farce, die, durch ein Haarsieb gestrichen,
nöthigenfalls noch mit etwas Panade verfeinert werden kann und,
wenn möglich, mit Trüffeln gemischt worden ist. Nachdem der
Pasteten-Topf mit Speckschneiben ausgelegt ist, wird nun Farce und
Wildfleisch schichtweise eingefüllt und die oben abermals mit Speck
bedeckte und mit einem Deckel geschlossene Pastete im Ofen, je
nach der Größe, 2 bis 3 Stunden im Wasserbade gekocht. Von
den Fleischabgängen und Knochen kocht man mit Wurzelwerk, aber
sehr wenig Salz, eine Brühe, thut zu dieser etwas Fleisch-Gal-
lerie und Madeira und gießt die Brühe über die Pastete, sobald
diese fertig ist.

1332. Kalte Cabinet-Speise. Es sind erforderlich: $\frac{1}{2}$ Liter
Sahne, 198 Gr. Zucker, 8 Eigelb, 125 Gr. Sultan-Kosinen, 66 Gr.
würfelig geschmittenes Citronat, 125 Gr. Löffel-Biscuit, 50 Gr.
Gelatine und eine Stange Vanille. Man kocht die Sahne auf,
läßt die Vanille darin ausziehen, rührt die 8 Eigelb klar, zieht
die kochende Sahne vom Feuer, vermischt sie mit den Eiern und
rührt sie zu einer dicken Crème, wobei man sich vor dem Gerinnen
hüten muß. Mit dem lauwarmen, aufgelösten Stand durchzogen,
wird die Crème schichtweise, mit dem in Maraschino befeuchteten
Löffel-Biscuit, den dazwischen gestreuten Kosinen und dem Citronat,
in eine passende Form gefüllt, diese beim Anrichten einen Augen-
blick in heißes Wasser gehalten, um das Stürzen zu erleichtern,
und die Speise rings mit geschlagener Sahne garnirt.

1333. Plan von Aprikosen. 12 in Hälften geschnittene Apri-
kosen werden zum Compot gekocht, 12 andere, recht reife Aprikosen
durch ein feines Sieb gestrichen, mit $\frac{1}{2}$ Kilo gestohlenen Zucker
und 20 Gr. Gelatine vermischt. Nachdem das Purée auf dem
Eise die gerührt wurde, giebt man $\frac{1}{2}$ Liter geschlagene Sahne
dazu, füllt es auf einen Tortenboden von mürbem Teige, arran-
girt die zum Compot gekochten Aprikosen darüber und füllt, wenn
man den Kuchen zur Tafel giebt, den kurz eingekochten Saft
darauf. E. R.

Briefmappe

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

- Crèmefarbener Loden. — Wie wird crèmefarbener Loden, wel-
cher viel benutzt wurde, gereinigt? Abonnentin in Znaim.
- Rhododendron zu trocknen. — Wie trocknet man frisches
Rhododendron, sodaß es seine schöne rothe Farbe beibehält?
Langjährige Abonnentin in Graz.

Antworten.

- (Auf die betreffenden Fragen weisen die Zeitensahlen hinter den Schlagworten hin.)
- Stating-Rint (72). — Die erste Bedingung für die Her-
stellung eines guten Stating-Rint-Grundes ist die vollkommen
horizontale Lage der Bahn. Man ebnet also zu diesem Zweck zu-
nächst den Boden, belegt ihn mit einer etwa 4 Zoll hohen
„Beton“-Schicht, — einer Mischung von kleinen Steinen, Sand
und Cement, — und überzieht diese, sobald sie fest geworden ist,
mit einem Fuß von Cement und feinstem Sand, bei dessen Auf-
tragung große Sorgfalt verwendet werden muß. Rollschuhe sind
in den meisten Eisen- und Wirtschaftlichkeits-Magazinen zu haben. B. M.
- Fußboden-Wachdecken (72). — Grau und stumpf gewordenen
Fußboden-Wachdecken ein dunkles, glänzendes Aussehen zu geben,
wird schwer sein, denn es hieße einen verbrauchten Gegenstand
neu machen. Das einzige Verfahren, welches ich angeben kann,
besteht darin, sie mit einem wollenen Lappen, warmem Wasser
und weißer Seife recht sorgfältig abzuwaschen, sie mit einem
weichen Tuch vollkommen trocken zu wischen und dann mit einem
anderen in Baseline getauchten Tuch tüchtig abzureiben. J. S. H.
- Abonnentin in Saarbrücken. — Wir bitten um Ihre Adresse, damit wir
Ihre Frage direct beantworten können. Geschäftliche Anträge ertheilen wir
in der Briefmappe unseres Blattes niemals.
- Santa Nichter. — Ihre Wünsche bezüglich der Modellsachen werden wir
sehr gern berücksichtigen. Zur demselben Unterrichtung des angegebenen Mit-
tels müssen Sie sich an einen gerichtlich vereidigten Sachverständigen wenden,
deren es in München mehrere geben dürfte.
- Blondine in Trzebinia. — Abonnentin aus den Bergen. — M. v. M.
in Berlin. — Zu unserem Bedauern können wir Ihre Fragen nicht beant-
worten, da wir die in das Gebiet der Kosmetik fallenden Anfragen grund-
sätzlich nicht berücksichtigen.
- Th. S. in München. — Wir bedauern, Ihre freundlichen Anerbieten ab-
leihen zu müssen, da wir bereits von anderer Seite Referate erhalten.
Uebrigens sagen wir Ihnen unseren verbindlichen Dank.

Zu dieser Nummer gehört ein Beiblatt, sowie für
die Abonnenten der Großen Ausgabe ein Modenbild.

Bezugswellen: Satin-Unterrock, Entoucas mit Häher, Seite 111; J.
A. Gele, W. Feiniger Str. 87. — Halbhandschuhe, Seite 111; G. Welter,
W. Friedrich-Str. 178. — Jersey-Handschuh mit doppelter Weib, Seite 111;
C. Geil, W. Feiniger Str. 6. — Schirmhüllen, Seite 111; Bazar du voyage
von S. Prager, W. Unter den Linden 27.